Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 2 – 14. Januar 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Wettlauf nach links

Die Union nimmt unter Merkel immer sozialdemokratischere Züge an

Von HANS HECKEL

Mit staatlichen Konjunkturprogrammen hat die alte Bundesrepublik ihre Erfahrungen gemacht. Sie hatten eines gemeinsam: Bis auf das allererste im Jahre 1967/68 sind sie sämtlich wirkungslos verpufft und rissen bloß Löcher in die öffentlichen Kassen, an denen Deutschland heute noch leidet. Die große Mehrheit der Ökonomen erkannte jene Programme daher spätestens seit den 80er Jahren als untauglichen Versuch, der Wirtschaft auf die Sprünge zu helfen, und versenkten das „Konjunkturprogramm“ als spätsozialistischen Unsinn mit Strohfeuereffekt in der Mottenkiste. Ausgerechnet eine Unionskanzlerin hat es dort wieder herausgekramt. Über mehrere Jahre verteilt sollen 25 Milliarden Euro in diversen Winkeln von Volkswirtschaft und Sozialstaat verkleckert werden, um dort als „Initialzündung“ für den Aufschwung zu wirken.

Im Paket mit den sogenannten „Kombilöhnen“, also öffentlichen Zuschüssen für Geringverdiener, ist sogar eine alte Lieblingsidee sozialdemokratischer Wirtschaftsplaner wieder aufgetaucht: der regierungsamtlich vorgeschriebene Mindestlohn.

Noch während des Wahlkampfes wurde Angela Merkel nicht müde, das Erbe Ludwig Erhards zu beschwören. Doch dessen Politik bestand im genauen Gegenteil von staatlichen Mindestlöhnen und Konjunkturprogrammen. Der Staat habe optimale Rahmenbedingungen zu schaffen, damit die Wirtschaft ihre Energien aus eigener Kraft frei entfalten kann und „Wohlstand für alle“ schafft, so das (erfolgreiche) Credo des legendären Wirtschaftsministers. Staatliche Lenkungsversuche erschienen ihm als Gift für eine dauerhafte Prosperität. Von diesen elementaren Erkenntnissen hat sich die große Koalition weiter entfernt als je eine von einem CDU-Politiker geführte Bundesregierung vor ihr. Ganz zu schweigen davon, daß mit den neuen Programmen die Staatsverschuldung, die unser Land schon jetzt immer bedrohlicher einschnürt, noch weiter ins Uferlose getrieben wird. Mit schuldenfinanzierten Zuschüssen soll nur darüber hinweggetäuscht werden, daß seit Jahren angemahnte Reformen wie Entbürokratisierung oder Steuervereinfachung im Trippelschritt voranschleichen oder gar völlig auf der Stelle treten. Ein Blick auf den traurigen Fortgang der „Föderalismusreform“ spricht Bände.



Foto: keystone

Die Bundeskanzlerin tastet sich voran und setzt auf linke Domänen: Angela Merkel mit Bundestagspräsident Norbert Lammert und Regierungssprecher Ulrich Wilhelm bei der Klausurtagung

In dieses trübe Bild passen die Andeutungen Angela Merkels hinsichtlich einer geplanten Gesundheitsreform. Sie hören sich an wie von der SPD abgeschrieben: Es ist das Modell der sogenannten „Bürgerversicherung“, die zu zahlende Beiträge und zu erwartende Leistungen nach dem Muster allumfassender „Umverteilung“ gänzlich entkoppelt.

Die „CDU rückt nach links“ titelt nicht von ungefähr die Wiener Zeitung „Die Presse“. In der Tat reiben sich bürgerliche Wähler die Augen, wie geräuschlos die Unionskanzlerin uralte sozialdemokratische Wunschzettel in Regierungspolitik umsetzt – so wie es nicht einmal Gerhard Schröder wagte. Seine „Agenda 2010“ liest sich viel mehr über weite Strecken wie die marktwirtschaftliche Absage an das, was Schwarz-Rot derweil auf die Schiene setzt. Wer in den vergangenen Jahren die „schleichende Sozialdemokratisierung der Union“ gewittert haben will, der kann sich die Bestätigung für seinen Verdacht demnächst im Bundespresseamt abholen, wo die Beschlüsse der Bundesregierung veröffentlicht werden.

Der SPD macht der Linksschwenk der Union bereits Angst. Der Chef der Jungsozialisten, Björn Böhning, fürchtet um das unverwechselbare Profil seiner Partei und fordert unverhohlen, stärker auf traditionell sozialdemokratische und gewerkschaftliche Forderungen zu setzen. Bahnt sich also ein Wettlauf nach links an? Darauf jedenfalls deuten die Signale aus Berlin.

HANS-JÜRGEN MAHLITZ:

Moderne Gretchenfrage

Damals, bei Goethe, war die Welt zwar auch nicht mehr ganz in Ordnung, zumindest aber etwas einfacher strukturiert. Gretchen genügte eine, nämlich die nach ihr benannte Frage („Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“), und schon glaubte sie, über Charakter und Gesinnung des Doktor Faustus Bescheid zu wissen. Ein verhängnisvoller Irrtum, wie sie bald erfahren sollte.

Um zu ähnlichen Enttäuschungen zu kommen, bedarf es heute nicht einer, sondern 30 Gretchenfragen. Nachzulesen in einem von der baden-württembergischen Landesregierung verfaßten „Leitfaden“, mit dem künftig Verfassungstreue und Integrationsbereitschaft ausländischer Bewerber um die deutsche Staatsangehörigkeit getestet werden sollen. Gezielt richtet sich der Fragebogen an Menschen aus den 57 Mitgliedsländern der Islamischen Konferenz, woraus der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime, Nadeem Elyas, folgert, es handele sich um eine „gesetzeswidrige Diskriminierung“. Innen- und Justizminister in Stuttgart hingegen glauben, damit einen wirkungsvollen Beitrag zum Schutz vor Islamisierung zu leisten.

Aber da haben wohl beide Seiten die Sache etwas zu hoch gehängt. Einige Fragen sind nach einem so simplen Muster gestrickt, daß die der Einbürgerung förderliche Antwort bereits vorgegeben ist. So dürften die weitaus meisten Muslime kaum in unauflösbare Gewissenskonflikte geraten, wenn sie Mord und Totschlag ablehnen. Und die wenigen, die anders denken, werden das nicht öffentlich zugeben – oder sind an Integration und deutschem Paß ohnehin nicht interessiert.

Bei anderen Fragen erschließt sich der tiefere Sinn erst recht nicht. Wie soll ein Sachbearbeiter in einer Einbürgerungsbehörde entscheiden, wenn er – Frage 30 – in Erfahrung gebracht hat, ob der Antragsteller sich für homosexuelle Politiker erwärmen oder einen schwulen Sohn akzeptieren kann? Was soll das mit seiner Integrationsbereitschaft und -fähigkeit zu tun haben?

Außerdem: Wie verhält es sich diesbezüglich eigentlich bei Einheimischen, die – etwa weil sie sich als betont wertkonservativ verstehen – Klaus Wowereits öffentliches Kokettieren mit seinen ganz privaten Neigungen vielleicht nicht so gut finden? Sind sie nicht mehr würdig, Deutsche zu sein? Werden sie gar ausgebürgert?

Wie so oft, kann auch hier das Beispiel Preußen durchaus lehrreich sein. Das Edikt von Potsdam, das 1685 die Aufnahme Tausender französischer Glaubensflüchtlinge regelte, kam ohne Fragebögen aus. Die Integration der Hugenotten gelang ebenso wie die Entwicklung eines freien, offenen Geisteslebens im 18. Jahrhundert, vor allem unter der Regentschaft Friedrichs des Großen, ohne Gesinnungsschnüffelei.

Allerdings war Toleranz nach preußischem Verständnis weder eine „Einbahnstraße“ noch ein Zeichen von Schwäche. Das ist es, woran unser Vaterland heute krankt. Selbstbewußtsein, aber ohne Überheblichkeit; Wehrhaftigkeit und Stärke, aber ohne Aggressivität; Toleranz und Verständigungsbereitschaft, aber ohne unterwürfige Anbiederei – solche Grundwerte sollten wir zuerst einmal bei uns abfragen. Wir selber – und dann natürlich auch jeder, der einer der unseren werden will – müssen diese Werte leben. Das aber geht über Lippenbekenntnisse als Antwort auf moderne Gretchenfragen weit hinaus.

Sponsor wider Willen

CDU muß als Folge des Spendenskandals auch PDS Geld überweisen

Von WILHELM VON GOTTBERG

Die Rolle eines Sponsors wider Willen für die Konkurrenzparteien ist in den vergangenen Wochen der CDU zugefallen. Hintergrund dafür war der falsche Rechenschaftsbericht der Partei für 1998, der durch den Finanzskandal der Hessischen CDU zustande kam. Der damalige Bundestagspräsident Thierse – er hat qua Amt die Parteienfinanzierungen zu kontrollieren – hatte daraufhin der CDU eine Strafe von 21 Millionen Euro aufgebrummt. Das Bundesverwaltungsgericht und auch das Bundesverfassungsgericht hatten die Rechtmäßigkeit der Strafe bestätigt.

Die Strafe, so will es das Parteiengesetz, kommt nicht dem notleidenden Bundeshaushalt zugute, sondern fließt bezogen auf ihre Größe anteilmäßig an die anderen Parteien.

CSU will nicht vom Schaden der Schwester profitieren

So konnte die SPD von dem Strafgeld 11,6 Millionen Euro einstreichen, die Grünen kassierten 2,1 Millionen Euro, die FDP vereinnahmte 1,6 Millionen Euro und der PDS/Links-Partei flossen 1,7 Millionen Euro zu. Auch NPD und DVU bekamen noch etwas ab.

Natürlich blieb auch die CSU von dem außergewöhnlichen „Spendengeld“ nicht ausgeklammert. Sie kassierte 2,33 Millionen Euro. Doch die Bayern wollten sich am Elend der Schwesterpartei nicht bereichern. Mit Zustimmung der Bundestagsverwaltung überwies die juristische Person CSU der großen Schwesterpartei eine Spende von exakt 2,33 Millionen Euro.

Damit kommt die CDU der finanziellen Bewältigung des Spendenskandals näher. Rund 6,3 Millionen Euro sind noch abzutragen.

Merkels nuklearer Spagat

Die Grünen drohen: Zurück in die Stein-Zeit

Wenn du nicht mehr weiter weißt, bilde einen Arbeitskreis – nach diesem bewährten Motto versucht die Bundesregierung zur Zeit, den Streit um den Ausstieg aus der Atomenergie zu vertagen; lösen läßt er sich so schnell wohl nicht.

Allzu unerbittlich und unnachgiebig stehen sich die Streithähne gegenüber, hier die Ministerpräsidenten Koch, Wulff, Müller, Oettinger und Stoiber, die sich – mit unterschiedlichem Eifer und Tempo – von der rot-grünen Erblast befreien wollen, dort die sozialdemokratischen Großkoalitionäre, die nicht wahrhaben wollen, daß ideologische Positionen in der Energiepolitik immer weniger öffentliche (wohl aber massive veröffentlichte) Zustimmung finden. Und irgendwo dazwischen Angela Merkel, die als promovierte Physikerin natürlich genau weiß, welcher Unfug dem Ausstiegsbeschluß zugrundeliegt, wegen dieser Frage aber ihre Kanzlermehrheit nicht gefährden will und daher auf Einhaltung des Koalitionsvertrags pocht. Solange der läuft, womöglich also bis 2009, darf also ein Arbeitskreis so tun, als werde an einer Lösung gearbeitet.

Nun läßt man das Problem im Arbeitskreis ruhen

Dennoch sehen die Grünen eines ihrer Lieblingsprojekte, die Rückkehr in die energiepolitische Steinzeit, ernsthaft gefährdet und kündigen vorsichtshalber schon einmal massive Reaktionen an. „Mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln“ würden sie „den Protest auf die Straßen tragen“, drohte Fraktionschefin Renate Künast an.

Auch dies übrigens ein Rückfall in die Stein-Zeit der bundesdeutschen Nachkriegsdemokratie: Einst galt es als „basisdemokratisch“, Steine fliegen zu lassen, wenn es an Sachargumenten mangelte. So hat denn der Anti-Atom-Protest weitaus mehr Schaden angerichtet als die Kernenergie selbst. *H.J.M.*

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
PMD: -27
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Was wir jetzt verpassen

Auch 2006 wird Deutschland die Maastricht-Kriterien nicht erfüllen, geben Merkel und Müntefering nach ihrer Klausur bekannt. Hinter der beiläufigen Ankündigung steht die Erkenntnis, daß der Bund mehr für den Schuldendienst aufwenden muß, weniger investieren kann. Franz Müntefering drückte sich noch klarer aus: „Was wir heute verpassen, werden wir nie aufholen können.“ – das gilt auch für die Finanzierung des neuen, 25 Milliarden Euro teuren Wachstumspakets.

1.469.561.383.716 €

(eine Billion vierhundertneunundsechzig Milliarden fünfhunderteinundsechzig Millionen dreihundertdreiundachtzigtausend und siebenhundertsechzehn)

Vorwoche: 1.468.500.450.282 €
Verschuldung pro Kopf: 17.805 €
Vorwoche: 17.792 €

(Stand: Dienstag, 10. Januar 2006, 16 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Von Lorbeeren und Leidensdruck

Drei-Länder-Vergleich belegt, wie unterschiedlich die drei deutschsprachigen Länder Reformen angehen

Österreich macht im deutschsprachigen Raum die beste Wirtschaftspolitik – das ergibt ein Vergleich für das gemeinsame „D–A–CH-Reformbarometer“ des IW Köln, der Wirtschaftskammer Österreich und Avenir Suisse, dem vergleichbarem Schweizer Instituts. Die Eidgenossen zehren von den ökonomischen Erfolgen der Vergangenheit, tun sich aber neuerdings mit der Modernisierung ihrer Volkswirtschaft schwer. Und Deutschland hat unter Kanzler Schröder zwar viel versucht, doch so manches davon ging schief.

Man spricht deutsch und lebt in relativem Wohlstand – damit verbindet Deutschland, Österreich und die Schweiz schon einiges. Zu den Gemeinsamkeiten der drei Nachbarstaaten zählt aber auch, daß nicht nur hausgemachte Probleme an ihrer einst komfortablen Lage rütteln, sondern auch die Folgen der Globalisierung, der alternden Gesellschaft und des Strukturwandels. Mit diesen Herausforderungen gehen die drei Länder sehr unterschiedlich um.

Wie, das haben das Institut der deutschen Wirtschaft Köln (IW), die Wirtschaftskammer Österreich (WKÖ) und die Stiftung Avenir Suisse, gemeinsam unter die Lupe genommen.

Dazu wurden sämtliche Wirtschaftsreformen seit September 2002 anhand der gleichen Kriterien analysiert und bewertet, die das IW bereits seit Jahren an die Reformpolitik der Bundesregierung anlegt: Das „D–A–CH-Reformbarometer“ untersucht, wie die drei Staaten jeweils auf den Feldern Arbeitsmarkt, soziale Sicherung, Steuern und Finanzen sowie Wettbewerb, Bildung und Forschung binnen der vergangenen drei Jahre bewegt haben.

Im Ausgangsjahr der Untersuchung hatten die Eidgenossen noch am wenigsten zu klagen: Mit einem – um Kaufkraftunterschiede bereinigten – Bruttoinlandsprodukt von umgerechnet 30170 Dollar je Einwohner erwirtschafteten die Schweizer im Jahr 2002 fast 600 Dollar mehr als die Österreicher und 3000 Dollar mehr als die Deutschen.

Besonders klar spiegelt sich die unterschiedliche Wirtschaftskraft des Jahres 2002 in den Arbeitslosenquoten wider. In der Eidgenossenschaft waren nur drei Prozent der zivilen Erwerbspersonen auf Jobsuche, in Felix Austria mit vier Prozent kaum mehr. Hierzulande fanden dagegen 8,6 Prozent derer, die arbeiten wollten, keine Stelle. Neben der Arbeitslosigkeit war – und ist – der Staatshaushalt Deutschlands größte Baustelle. In Österreich und der Schweiz dagegen waren die staatlichen Einnahmen und Ausgaben vor drei Jahren nahezu ausgeglichen.

Vor allem wegen der gesunden Finanzen waren viele Rahmenbedingungen für Investitionen und Beschäftigung in der Schweiz besser als in Deutschland. So machten die Sozialabgaben nach der OECD-Definition dort 2002 nur 7,7 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) aus, während hier fast das Doppelte fällig war.

In der jüngsten Vergangenheit haben sich die Schweizer allerdings zu sehr auf ihren Lorbeeren ausgeruht und in Besitzstandswahrung geübt. In Österreich und in Deutschland war der Leidensdruck dagegen so groß, daß sich beide Länder ins Zeug gelegt haben – allerdings mit unterschiedlichem Erfolg:

Die Wiener Bundesregierung unter Wolfgang Schüssel verbesserte ihren Reformbarometerwert seit September 2002 um fast 14 Zähler; Gerhard Schröders Kabinett packte immerhin 11 Punkte drauf. Der Bundesrat in Bern schaffte zwar noch eine leichte Verbesserung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, mit 5,5 Punkten fiel das Plus allerdings recht bescheiden aus.

Die Wirtschaftsreformen der drei Länder im Einzelnen:

Österreich: Anders als Berlin und Bern punktete Wien in allen vier Politikbereichen. Mehrere Reformen trugen dazu bei, den schon flexiblen Arbeitsmarkt noch geschmeidiger zu machen. So wurden der Zuzug von ausländischen Spitzenkräften erleichtert, der Kündigungsschutz für ältere Arbeitnehmer gelockert und die Sozialversicherungsbeiträge gesenkt. Positiv zu Buche schlug besonders das 2003 in Kraft getretene Sozialgesetz „Abfertigung neu“: Im Fall einer Kündigung wandelt es den Anspruch auf eine Abfindung in eine betriebliche Altersvorsorge um. Diese kapitalgedeckte Säule der Altersversorgung bleibt den Beschäftigten auch erhalten, wenn sie von sich aus den Arbeitgeber wechseln.

Die Investitionsbedingungen verbesserte der Finanzminister vor allem dadurch, daß er den Körperschaftssteuersatz von 34 auf 25 Prozent senkte. Internationale Konzerne können zudem Verluste ausländischer Töchter steuerlich geltend machen, was den Standort A für Holdings attraktiver macht.

Die Innovationsfähigkeit Österreichs dürfte insbesondere vom neuen „Universitätsgesetz“ profitieren. Es stärkt die Autonomie der Hochschulen und nimmt den Professoren eines ihrer überkommenen Privilegien – die Verbeamtung. Für mehr Schwung im internationalen Wettbewerb sorgen zudem die Liberalisierung des Gasmarktes und die Postreform.

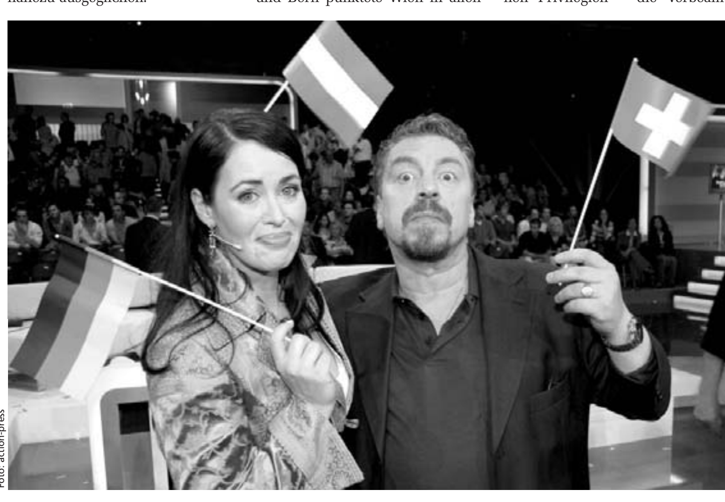


Foto: action-press

Wer sind die Cleversten? Nicht nur das ZDF fragte nach, welches von den drei deutschsprachigen Ländern am pfiffigsten ist. Auch Wirtschaftsinstitute erforschen die Perspektiven der drei.

Deutschland: Auf dem Arbeitsmarkt haben Schröder, Clement und Co. mit den Hartz-Gesetzen zwar viel angeschoben; dem stehen jedoch zum Teil gravierende handwerkliche Fehler und Umsetzungsprobleme – gerade beim Arbeitslosengeld II – gegenüber.

In Sachen Finanzpolitik ist die Bundesrepublik seit 2002 zurückgefallen. Schuld daran ist die desolate Lage der öffentlichen Haushalte, die inzwischen bereits zum vierten Mal in Folge das Maastrichter Defizitkriterium verletzen.

Besser sieht es in der Bildungspolitik aus: Ganztagsschulprogramm, Tagesbetreuungsausbaugesetz und die Exzellenzinitiative zur Förderung von Wissenschaft und Forschung schlugen sich positiv in der Bewertung nieder.

Schweiz: Bis zu Beginn dieses Jahres hielten die helvetischen Erneuerer noch mit dem deutschen Reformeifer mit. Doch dann stellte der Bundesrat vor allem in der Sozialpolitik die Weichen falsch. So setzte Bern in der so genannten Invalidenversicherung – einer staatlichen Erwerbsunfähigkeitsversicherung, wie sie hierzulande in die gesetzliche Rentenversicherung integriert ist – nicht auf nachhaltige Einsparungen, sondern auf konjunkturschädigende Beitragserhöhungen.

Ein paar Pluspunkte ernteten die Eidgenossen dagegen auf dem ohnehin bereits liberalen Arbeitsmarkt: Durch das Abkommen „Bilaterale II“ mit der EU ist die Personenfreizügigkeit auf Arbeitnehmer aus den neuen Mitgliedsstaaten ausgeweitet worden.

Auch in der Steuerpolitik sowie der Wettbewerbs- und Bildungspolitik bewiesen die Bundesräte ein recht glückliches Händchen:

– Eine Unternehmenssteuerreform ist geplant.
– Das verschärfte Kartellgesetz sowie eine Änderung des Binnenmarktgesetzes, das den innerschweizerischen Marktzugang vereinfacht, können den Wettbewerb beflügeln.
– Die Autonomie der Hochschulen wurde gestärkt und ein Forschungsgesetz soll die Zusammenarbeit von Firmen und Universitäten verbessern.

Trotz der zuletzt mäßigen Reformerfolge ist die Schweiz im deutschsprachigen Raum nach wie vor das Musterländle, von dem Deutsche und Österreicher einiges lernen können. Das gilt zum Beispiel für den Kündigungsschutz und die Prämienfinanzierung des Gesundheitswesens.

Allerdings müssen die Schweizer aufpassen, daß ihnen die Österreicher nicht den Rang als Niedrigsteuerland für Unternehmen ablaufen. Von Deutschland wiederum können sich die beiden anderen Länder abgucken, wie man die demographisch bedingten Probleme der Rentenversicherung angehen kann: Einen Nachhaltigkeitsfaktor kennt man weder östlich noch südlich des Bodensees. *iwd*

In Deutschland dominieren Papierberge

Politiker aller Parteien reden von Bürokratieabbau, doch getan wird nichts

Von PAUL HUMBERG

Bürokratie ist ein Dauerthema. Immer wieder versprechen Politiker aller Couleur den Abbau derselben. Doch die hehren Absichten kollidieren allzu oft mit den Mühen der Ebenen. Ein „Bürokratie-TÜV“ wird zwar regelmäßig angemahnt, doch es geschieht nichts. Oder schlimmer noch: Es geschieht etwas, aber leider das Falsche. In den 60er Jahren hatte das Bundesgesetzblatt noch einen durchschnittlichen Umfang von 1440 Seiten im Jahr. Seit Anfang dieses Jahrzehnts sind es mittlerweile fast 3200 Seiten. Konkret heißt dies, daß die Bundesregierung seit 1999 122 Gesetze und 178 Verordnungen mehr erlassen als abgeschafft hat.

Jetzt soll der Bürokratie also wieder einmal der Kampf angesagt werden. Im schwarz-roten Koalitionsvertrag steht ein ganzes Kapitel über die „Entlastung der Bürger und der Wirtschaft von Bürokratiekosten“.

Der Schuh drückt die Unternehmer in der Tat. Kleine und mittlere Unternehmen geben vier bis sechs Prozent ihres Umsatzes für Bürokratiekosten aus. Angela Merkel will bekanntlich allgemein „mehr Freiheit wagen“, und daher räumt sie dem Zurechtstutzen des Paragraphen-Dickichts Priorität ein. In ihrer jüngsten Rangliste „Where is doing business easy?“ stuft die Weltbank Deutschland auf Nummer 19 ein, deutlich hinter acht anderen EU-Ländern.

> Neue Gesetze sichern die Positionen ihrer Ersteller

Die Bürokratie-Schwemme kommt nicht von ungefähr. „Auf der Suche nach dem Grund führen Ökonomen das Eigeninteresse der Staatsdiener auf: Um die eigene Position zu rechtfertigen, produzieren Parlamente, Regierungen und Behörden immer mehr Gesetze, Verordnungen und Ausführungsbestimmungen“, schreibt die Wochenzeitung „Die Zeit“. Und dies geschieht zum Schaden der wertschöpfenden Klasse.

„Fast alle Experten sind sich einig, daß unser Land mehr Unternehmer braucht. Doch gerade die Unternehmensgründung wird hier zu Lande erschwert. Ein Gründer in Deutschland muß sich mit neun verschiedenen Behörden herumschlagen. In Finnland sind nur drei Behörden eingebunden, in Irland vier und in den Vereinigten Staaten fünf. Es liegt auf der Hand, daß insbesondere sehr kleine Betriebe in Verzweiflung geraten. Denn eigentlich sollten sie ja die ganze Konzentration auf eine gute Geschäftsidee und die Kundenakquise lenken und keine Papierberge wälzen“, sagt Markus Mingers vom Bonner Mittelstandszentrum.

Den Bundesländern sind oft die Hände gebunden, wenn sie mit der Machete an den Dschungel der Gesetze und Verordnungen herangehen wollen. Im Saarland hatte eine Deregulierungskommission einen dementsprechenden Versuch unternommen. Doch die Mittel der Bundesländer sind begrenzt.

„Die großen und wesentlichen bürokratischen Hemmnisse und Belastungen der Wirtschaft werden vornehmlich auf bundesgesetzlichen Grundlagen, zum Beispiel in den Bereichen Arbeitsrecht, Umweltschutz, Steuern und Statistik gesehen“, teilt die Staatskanzlei in Saarbrücken mit. „Und in der Vergangenheit gab es bei Rot-Grün die Tendenz, europäische Vorgaben noch zu übertreffen. Hoffentlich wird dies mit der großen Koalition ein Ende haben“, so Mingers.

> Wer in Deutschland ein Unternehmen gründet, hat es schwer

Michael Fuchs, Leiter der Arbeitsgruppe Bürokratieabbau bei der Unionsfraktion, hält den Abbau der Bürokratie für ebenso schwierig wie den Abbau von Subventionen.

Der Koalitionsvertrag kritisiert, daß es in Deutschland keine verläßliche Methode gebe, die Kosten der Bürokratie zu erfassen. Nach dem Bericht der „Zeit“ plant die große Koalition nun einen deutschen Bürokratie-TÜV.

Im Zentrum der Bemühungen werde ein so genannter Normenkontrollrat stehen. Hierunter hat man sich ein Gremium von Fachleuten vorzustellen, das alle Gesetzentwürfe darauf prüft, ob sie zwingend notwendig sind und wie viel sie kosten.

„Diese Botschaft höre ich gern. Allein, es fehlt der Glaube. Vielleicht wird es ja wirklich was mit dem ehrgeizigen Vorhaben. Ich halte es aber für wahrscheinlicher, daß die nächste Regierung das Thema erneut auf die Tagesordnung setzen wird. Bürokratie ist wie eine Hydra: Man schlägt die Köpfe ab, doch sie wachsen immer wieder nach“, bedauert Mingers.

Betteln um Stütze-Empfänger

Berlins Ausländerbeauftragter Günter Piening (Grüne) startet neue Kampagne für Einbürgerung



„Du PASSt zu mir“: Berlins Ausländerbeauftragter Günter Piening bei der Vorstellung seiner neuen Kampagne

Foto: Fourier

Im Jahre 1985 ließen sich in Berlin gerade 2092 Ausländer einbürgern. Bis 1999 stieg diese Zahl auf 12278 Einbürgerungsvorgänge. Danach fiel sie drastisch, weil Aussiedler aus der Statistik herausgefallen sind. Sie gelten heute automatisch als Deutsche. Zur Zeit pendelt die Zahl der jährlich Eingebürgerten in der Hauptstadt bei etwa 7000.

Das sind nicht genug, findet Günter Piening. „Nutzt Eure Chance!“ appelliert der Beauftragte des Berliner Senats für Integration und Migration immer wieder. Seine Aufforderung richtet sich vor allem an junge Ausländer in Berlin, die endlich deutsche Staatsbürger werden sollen.

Vergangenen Montagvormittag stellte er eine neue Kampagne vor. Motto: Du PASSt zu mir. Piening will, daß sich mehr Ausländer einen deutschen Paß besorgen.

Der Bündnis-Grüne aus Bielefeld gibt sich ruhig und besonnen: Der gute Onkel, der sich um nichts anderes als die Integration der über 400000 Zugewanderten kümmert. So sieht er sich selbst, so wirkt er auf den ersten Blick.

In seinem Büro in Berlin-Tiergarten steht eine Papp-Wand, auf der groß die Frage „Was ist deutsch?“ zu lesen steht. Das Plakat liefert auch viele mögliche Antworten. Darunter befinden sich so bemerkenswerte Wortspiele wie „Hungerkur? Sauftour?“ oder „Tütensuppe? Kampfsporttruppe?“. Vor der Wand sitzt Piening und verliest seine Erklärung.

In seiner offiziellen Mitteilung für die Hauptstadt-Presse heißt es halb staatsmännisch, halb bürokratisch: „Grundlage für eine demokratische und weltoffene Gesellschaft ist, daß ihre Mitglieder neben gleichen Pflichten auch gleiche Rechte besitzen und die Chance auf Teilhabe in der Gemeinschaft haben. Die Gleichstellung ist erst durch die Einbürgerung garantiert. Einbürgerung ist darum Kernbestandteil des Integrationsprozesses.“

> Ab 23 müssen Einbürgerungswillige nachweisen, daß sie nicht von staatlichen Zuwendungen leben. Jüngere bekommen den Paß auch so.

Piening bettelt junge Ausländer geradezu an, sich doch bitte schnell noch einbürgern zu lassen. So wünscht er sich noch mehr Parlamentsabgeordnete „mit Migrationshintergrund“. Bisher seien dies erfreulicherweise bereits fünf bis sechs.

Piening verweist darauf, daß das Land Berlin im Ausbildungsjahr 2006 gezielt um junge Ausländer als Azubis werbe. Der Innensenator habe gerade gesagt, er wünsche sich bei zehn Prozent der Polizeischüler einen Migrationshintergrund. „Polizist werden kann aber nur, wer deutscher Staatsbürger ist“, so Piening. Fazit: Laßt euch einbürgern.

In zwei Monaten startet deswegen die große Senats-Kampagne, mit der im Radio, auf Flugblättern und Plakaten für die zügige Produktion neuer Bundesbürger geworben werden soll. Piening sagt, er wünsche sich eine breite Debatte darüber, daß es sich lohne, deutscher Staatsbürger zu werden – und zwar „in den Communities, in den Schulen, in den Medien“.

Die Finanzmisere setzt diesem Werbeplan jedoch recht enge Grenzen. Gegenüber der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* schätzt der 55jährige die Kosten moderat ein: „Wir setzen auf die Zusammenarbeit mit Vereinen und Initiativen und glauben mit 15000 Euro auszukommen.“

Der Ausländerbeauftragte nahm auch Stellung zum sogenannten Gesinnungs-TÜV und dem verschärften Einbürgerungsverfahren in Baden-Württemberg. „Wir gehen da einen anderen Weg in Berlin“, unterstrich er.

Die nächste Ausländergeneration wird solche Appelle und Einbürgerungsaktionen nicht mehr benötigen, sagt Piening. Schließlich profitierten sie bereits von der Doppelstaatler-Lösung der rot-grünen Bundesregierung.

Warum also jetzt diese Kampagne? Piening kommt schnell auf den Punkt: „Die Hauptursache für die Ablehnung von Einbürgerungsanträgen ist der Mangel an Unabhängigkeit von Sozialhilfe.“ Bis zum 23. Lebensjahr kann sich auch einbürgern lassen, wer dem Steuer- und Beitragszahler zur Last fällt. Ist er älter, muß er nachweisen, daß er seinen Lebensunterhalt ohne öffentliche Unterstützung bestreitet.

Daß das bei einem überdurchschnittlich hohen Anteil der Umworbenen nicht der Fall sei, räumt Piening freimütig ein. „Es gibt eine große Armut unter den Migranten ... Der allergrößte Teil der Einbürgerungen scheitert am mangelnden Einkommen.“ Gerade jene Empfänger staatlicher Stütze aber möchte Piening gezielt mit seiner Kampagne ansprechen. *H. F.*

Zum Lachen

Von Harald Fourier

Klaus Wowereit (SPD) sollte besser nicht versuchen, als Bühnenwitzbold zu arbeiten. Wenn der Regierende Bürgermeister Witze zu machen versucht, wird höchstens aus Höflichkeit gelacht. Kürzlich antwortete er – angesprochen auf das „Paket“, das die Stadt Hamburg der Deutschen Bahn geschnürt hat – Pakete würden bei der Post geschnürt und abgegeben. Manchmal auch zugestellt. Keiner der anwesenden Journalisten lachte über den humoristischen Rohrkrepierer. Peinliche Situation.

Letzte Woche ging es ausnahmsweise einmal lustig zu bei einer von Wowereits Pressekonferenzen. Im Roten Rathaus standen das Wahljahr 2006 (Berliner Landtagswahlen am 17. September) und die Aussichten der oppositionellen CDU auf der Tagesordnung. Bei der Berliner Union bemüht sich noch immer eine sogenannte Kandidatenfindungskommission, um den geeigneten Gegenkandidaten für Wowereit zu ermitteln.

„Meine persönliche Findungskommission hat herausgefunden, daß ich zum Spitzenkandidaten gewählt werde“, zwitscherte der Regierende schmunzelnd in die Runde. Dabei strahlte er eine Selbstsicherheit aus wie Franz Beckenbauer, wenn er über die Fußballweltmeisterschaft von 1974 plaudert.

Zwei Jahrzehnte lang hatte die CDU die Stadt wesentlich mitgestaltet. Jetzt sind die Spree-Unionisten nicht einmal mehr in der Lage, in den eigenen Reihen einen Spitzenkandidaten zu finden.

Landesvorsitzender Ingo Schmitt gilt als unwillig, der CDU-Fraktionsvorsitzende Nicolas Zimmer dagegen wird von den meisten CDUlern mit seinen 35 Jahren als zu jung angesehen. Über der Nummer eins auf der Berliner Landesliste zur jüngsten Bundestagswahl, Monika Grütters, liegt noch der Schatten des lausigen CDU-Ergebisses im September 2005. Zudem: Weder die Partei noch ihre Wähler wünschen sich schon wieder eine Kandidatin, die inhaltlich eher bei der SPD angesiedelt ist. Das neueste Gerücht: CDU-Generalsekretär Frank Henkel wolle unbedingt antreten.

Solch endloses Gewürge wollten die Berliner Unionisten eigentlich verhindern. Deshalb sandten sie monatelang flehende Lockrufe nach Afrika, wo Klaus Töpfer sitzt. Doch der UN-Umweltdirektor hat inzwischen signalisiert: Macht euern Dreck alleene. Per Interview in der österreichischen (!) Tageszeitung „Neue Presse“ ließ er seine Parteifreunde an der Spree wissen, er habe von deutscher Innenpolitik die Nase voll.

Töpfer war für die Berliner CDU-Spitze nicht zu sprechen, eine Demütigung sondergleichen. Wowereit dazu: „Herr Müller [sein SPD-Landesvorsitzender, Anm. d. Verf.] hat mich immer erreicht, auch wenn ich im Ausland war.“ Jetzt hat der Regierende auch mal die Lacher auf seiner Seite – der CDU sei Dank.

Schlösser der Mark verfallen

Potsdam – Die „Brandenburgische Schlösser GmbH“ (BSG) schlägt Alarm: Nachdem sich das Land Brandenburg Ende 2005 gänzlich aus der Finanzierung der BSG zurückgezogen habe, drohe zahlreichen der insgesamt über 500 Schlösser und Herrenhäuser in der Mark der endgültige Verfall. Bis vergangenes Jahr gehörte die BSG zu gleichen Teilen dem Land Brandenburg und der Stiftung Denkmalschutz. Nach dem Rückzug des Landes fehlen nun jährlich 2,5 Millionen Euro für Sanierungsarbeiten.

Mehr Touristen

Guben – Im Oder-Neiße-Raum nimmt der grenzüberschreitende Tourismus stetig zu. Dies gaben die Verantwortlichen der „Euroregion Neiße“ bekannt. Mehr und mehr besuchten Polen und Deutsche auch die Sehenswürdigkeiten auf der anderen Seite der beiden Flüsse, was zuvor nur zaghaft geschehen sei.

Und der Spaß geht weiter ...

Das arme Brandenburg hat Deutschlands höchste Dichte an »Erlebnisbädern« – Kommunen in der Schuldenfalle

Von Annegret Kühnel

In einer Disziplin wenigstens liegen die „Neuen Bundesländer“ nicht nur deutschland-, sondern sogar weltweit an der Spitze: Sie weisen die größte Dichte an Spaßbädern auf, die mangels tragfähiger Wirtschaftsprojekte seit 1990 mit Aufbau-Ost-Geldern aus dem Boden gestampft wurden.

Das arme Brandenburg macht keine Ausnahme, im Gegenteil. Im Örtchen Brand etwa 100 Kilometer südlich von Berlin befindet sich mit dem „Tropical Islands“ die bekannteste und spektakulärste dieser Einrichtungen. Auf einer 8500 Quadratmeter großen Veranstaltungsfläche wurden neben einem „Beach Volleyballplatz“ und einer Schaubühne eine künstliche Südsee, eine Lagune mit Regenwald und ein tropisches Dorf installiert. Die Besucher können ausprobieren, ob sie sich in thailändischem, polynesischem, brasilianischem oder afrikanischem Ambiente am wohlsten fühlen. Über diesen künstlichen Paradiesen wölbt sich eine bis zu 107 Meter hohe Halle, in der ursprünglich Riesenzeppeline, die sogenannten „Cargo Lifter“, gebaut werden sollte. So erinnert das Spaßbad zugleich an eine der größten industriepolitischen Pleiten des Landes.

Brandenburg hatte seinerzeit 39 Millionen Euro zum Bau der Halle beigetragen. Als das Cargo-Lifter-Projekt platzte, wurde der Gigant für 17,5 Millionen an einen britisch-malaysischen Mischkonzern verkauft, der versprach, die Investitionsruine ohne staatliche Zuschüsse in eine florierende Freizeitoase zu verwandeln. Allerdings wurden dann doch direkte und indirekte Zuschüsse in Millionenhöhe fällig. War bei der Eröffnung vor gut einem Jahr von 2,5 Millionen Besuchern jährlich die Rede gewesen, sind es tatsächlich nur 950000. Statt der angepeilten 70 Millionen Euro liegt der Umsatz bei lediglich 24 Millionen. Tropical Islands schreibt rote Zahlen, was sich 2007 aber ändern soll.

Verwundern kann das Minus nicht. Das Einzugsgebiet ist zu klein bzw. zu dünn besiedelt. Zwar pendelt, um Besucher heranzuschaffen, stündlich ein Regionalexpreß zwischen Berlin und Cottbus und der Berlin-Brandenburger Regionalsender verbreitet fleißig begeisterte Reportagen, die von Werbesendungen nicht zu unterscheiden sind, doch es fehlt an zahlungskräftiger Kundschaft. Immerhin beträgt der Eintritt für vier Stunden 15, an Wochenenden sogar 20 Euro. Für eine Komplettmassage sind weitere 20 Euro zu berappen.

Lebensmittel dürfen nicht mitgebracht werden, und die Preise für Speisen und Getränke sind happig. Für Familien ist der Besuch schwer erschwinglich. Jetzt soll das Bad familienfreundlicher gestaltet werden. Dafür sollen unter anderem Wasserrutschen eingebaut werden, für die das Land noch einmal 15 Millionen Euro aus Steuermitteln bereitstellen will.

Eine glitzernde Kulisse ist entstanden, der jederzeit der finanzielle Einsturz droht, weil ihr die wirtschaftliche Basis fehlt. Insgesamt 20 Großbäder balgen sich in Brandenburg um die knappe Kundschaft, so in Eisenhüttenstadt, Cottbus, Finsterwalde, Lauchammer, Senftenberg, Lübbenau oder Luckenwalde. Sie tragen wohlklingende Namen wie „Spreewald Therme“, „Kristall Freizeitbad“ oder „Inselbad“. 170 Millionen Euro hat dieser Wahnsinn bereits gekostet. Im Ergebnis machen die Einrichtungen sich nur gegenseitig Konkurrenz, denn die Planungen von Land, Kommunen und privaten Betreibern laufen oft unkoordiniert nebeneinander her. In den Randregionen gilt eine Kostendeckung von 40 Prozent bereits als Erfolg. Es wird also nicht nur Geld verschwendet werden, die auf den ersten Blick großzügig bedachten Kommunen werden langfristig in die Schuldenfalle getrieben. Doch der Spaß geht weiter. Für Potsdam hat Oskar Niemeyer, der Erbauer der brasilianischen Hauptstadt vom Reißbrett, Brasilia, ein Spaßbad für knapp 40 Millionen Euro projektiert.

Wahrscheinlich wird es aber nur in abgespeckter Form errichtet, was immer noch 30 Millionen Euro kosten wird. Auch das kleine Rheinsberg soll nicht länger auf den Badezauber verzichten müssen.

Ein Opfer dieser Ausgabepolitik ist zum Beispiel die Kultur. Die Landeszuschüsse für das hochprofessionelle Filmorchester Babelsberg wurden jüngst um die Hälfte, um 375000 Euro gekürzt. Irgendwo muß das Geld ja schließlich herkommen.

»Die Deutschen unten halten«

Gorbatschows Berater Wjatscheslaw Daschitschew über das Wechselbad deutsch-russischer Beziehungen / Letzter Teil

Wer profitierte von der deutsch-deutschen Wiedervereinigung und wer hat den größten Einfluß auf Europa? Wjatscheslaw Daschitschew hinterfragt das russische und US-amerikanische Engagement für Deutschland und Europa in Anbetracht der jeweiligen Eigeninteressen und kommt zu bezeichnenden Ergebnissen, die beispielsweise die EU-Erweiterung in ein neues Licht tauchen.

Die ehemaligen (sowjetischen) Anhänger des Status quo in der deutschen Frage, wie der damalige Chef der internationalen Abteilung des ZK, Valentin Falin, kreiden Gorbatschow und seinen Beratern im nachhinein an, sie hätten schwere Schuld auf sich geladen, indem sie die deutsche Wiedervereinigung nicht verhindert hätten. Dieser Vorwurf wurde auch an meine Adresse gerichtet.

Inwieweit stimmen also die Argumente der damaligen Hardliner in der russischen Deutschlandpolitik? Es kann nicht bestritten werden, daß es entgegen ihrer Meinung ohne deutsche Wiedervereinigung keine Beendigung des Kalten Krieges gegeben hätte. Seine Fortsetzung hätte früher oder später zum wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch der Sowjetunion geführt. Die deutsche Einheit konnte niemand mehr, auch keine Abenteurer, aufhalten, nachdem Millionen von Bürgern der DDR unter der Parole „Wir sind ein einig Volk" auf die Straßen gegangen waren. Der Griff zur Gewalt hätte Massenprotestbewegungen nicht nur in der DDR und im Westen, sondern auch in Polen, Ungarn, in der Tschechoslowakei und anderen sozialistischen Ländern ausgelöst. All das konnte im Nu in einen gesamteuropäischen Konflikt hinüberwachsen. Es wäre wahnsinnig gewesen, damit zu rechnen, mit Hilfe der „Hebamme der Geschichte" – der Gewalt (Marx) – die bisherige Lage in der DDR wiederherzustellen und das Honecker-Regime zu retten.

Außerdem war die Sowjetunion damals imstande, gestützt auf ihr riesiges wirtschaftliches, geistiges und nukleares Potential, auch ohne Länder des Warschauer Paktes ihre Sicherheit zuverlässig zu gewährleisten. Sowieso betrug ihr Anteil an den Militärausgaben dieser Organisation etwa 90 Prozent. Aber wer konnte sich damals vorstellen, daß es genügte, daß drei unverantwortliche Politiker in Beloweschje zusammentreffen und sich zu Präsidenten von Rußland, Weißrußland und der Ukraine erklären, und die Sowjetunion wie ein Kartenhaus zerfallen würde? (Daschitschew spielt hier auf das historische Treffen der drei Republikpräsidenten von Rußland, Boris Jelzin, der Ukraine, Leonid Krawtschuk, und Weißrußland, Stanislau Schuschkewitsch, am 8. Dezember 1991 im weißrussischen Beloweschskaja Puschtscha an. Es war die Geburtsstunde der „Gemeinschaft Unabhängiger Staaten" und bedeutete das Ende der Sowjetunion, Anm. d. Red.)

Entgegen den Behauptungen der ehemaligen Anhänger der Status-quo-Politik in der deutschen Frage muß man die deutsche Wiedervereinigung als eine außerordentlich positive Erscheinung in der Entwicklung von Europa betrachten. Deutschland hörte auf, ein Opfer des Kampfes zwischen zwei Supermächten zu sein. Die historische himmelschreiende Ungerechtigkeit in Bezug auf die deutsche Nation, die durch die Siegermächte 1945 in zwei Teile gespalten worden war, wurde beseitigt. Keine, selbst die vornehmsten Ideen, keine ideologischen Überlegungen, keine politischen Ziele konnten die Zerstückelung eines Volkes, seiner Identität, seiner Kultur, seiner geschichtlichen Traditionen, der Bande, die seine Familien verbanden, rechtfertigen.

Die Wiedervereinigung Deutschlands hat noch einen sehr wichtigen internationalen Aspekt. Mit ihr entstanden die Voraussetzungen zur Beseitigung der Dominanz der USA über europäische Länder. Anstelle der Ära der Amerikanisierung Europas kam die Ära seiner Re-Europäisierung. Dieser Prozeß weitet und vertieft sich immer mehr. Ihm zugrunde liegt die wachsende Differenz zwischen den Interessen der Politik der globalen Herrschaft der USA und den Interessen der europäischen Länder. Bundeskanzler a. D. Helmut Schmidt schrieb in seinem letzten Buch: „Es gibt für die Mehrheit der kontinental-europäischen Nationen in absehbarer Zukunft weder einen strategischen, noch einen moralischen Grund, sich einem denkbar gewordenen amerikanischen Imperialismus willig zu unterordnen ...Wir dürfen nicht zu willfährigen Ja-Sagern degenerieren. Auch wenn die USA in den nächsten Jahrzehnten weitaus handlungsfähiger sein werden als die Europäische Union, auch wenn die Hegemonie Amerikas für längere Zukunft Bestand haben wird, müssen die europäischen Nationen gleichwohl ihre Würde bewahren. Die Würde beruht auf dem Festhalten an unserer Verantwortung vor dem eigenen Gewissen."

Die amerikanische Regierung hat den Niedergang der Sowjetunion als eine nie wiederkehrende Chance zur Herstellung der globalen Herrschaft der USA wahrgenommen. Und sie machte und macht alles, um diese Chance nicht zu verpassen. Eckpfeiler dieser Herrschaftspolitik ist Europa. Nicht die Schaffung einer neuen friedlichen Ordnung des geeinten Europas, sondern die amerikanische Dominanz auf dem europäischen Kontinent – das war und bleibt das wirkliche Ziel der US-Europapolitik. Die Wege und Methoden der Durchsetzung dieses Ziels sind:

– die Stärkung der Nato – des Hauptinstruments der amerikanischen Europa-Politik;

– Die Eingliederung der osteuropäischen Länder in die Nato durch die Erweiterung des Bündnisses bis an die „Schmerzzone" Rußlands;

– Die Globalisierung der Nato, um die Europäer zur Unterstützung der amerikanischen globalen Unternehmen heranziehen zu können;

– Die Schwächung der Europäischen Union, auch durch ihre Erweiterung, um nicht zuzulassen, daß sie sich zu einer Weltmacht erhebt und zu einem Gegengewicht zu den USA wird;

– Die Aufrechterhaltung und sogar die Vertiefung der Spaltung Europas (die Schaffung eines Cordon sanitaire um Rußland);

– Die Ausspielung der osteuropäischen Nato- und EU-Mitgliedsländer, insbesondere Polens, gegen westeuropäische Staaten und Rußland;

– „to keep Germans down" – „die Deutschen unten zu halten"

– „to keep Russians out and down" – „die Russen außer Europa und unten zu halten", sie möglichst maximal zu schwächen.

Sehr kennzeichnend für die amerikanische (Europa-) Politik ist das Drängen zugunsten der Erweiterung der EU. Dahinter steckt das Ziel, die Handlungsfähigkeit der EU zu lähmen oder gar zunichte zu machen und gleichzeitig die gegen Rußland gerichtete Nato-Erweiterung durch die EU-Erweiterung zu ergänzen. Washington ist bestrebt, auch nach dem Kalten Krieg der Politik der EU einen antirussischen Charakter beizugeben. Mehr als 30 Jahre lang versucht sie, die Führung der EU zu überzeugen, die Türkei in diese Organisation aufzunehmen. Wenn das passiert, wird die Europäische Union ganz handlungsunfähig und von der US-Politik abhängig sein.

In absehbarer Zukunft ist die Mitgliedschaft der russischen Föderation in der EU allem Anschein nach kaum möglich. Obwohl Rußland aber ein selbstgenügsames Land ist, spielen für es die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu EU-Ländern eine herausragende Rolle. Und Deutschland, trotz seiner Eingebundenheit in der EU, bleibt für Rußland auf lange Sicht der größte Partner in der Politik und in der Wirtschaft ungeachtet dessen, daß sich die Amerikaner in ihrer Europapolitik von dem künstlich aufgeblähten Rapallo-Syndrom leiten lassen und viele Hindernisse in den Weg der deutsch-russischen Annäherung legen.

Vor der Wiedervereinigung war Washington bestrebt alles zu tun, um den wirtschaftlichen und sozialen „Demonstrationseffekt" der Bundesrepublik und ihren Einfluß auf die Bevölkerung der DDR hochzuhalten. Aber nach 1990 haben die Amerikaner das Interesse daran verloren. Im Gegenteil ist es für sie wichtig geworden, Deutschland zu schwächen und seine Rolle ausschließlich auf den regionalen Rahmen zu begrenzen. Washington verhält sich daher negativ zur Mitgliedschaft Deutschlands im Sicherheitsrat der Uno.

Bis jetzt behaupten trotzdem die atlantischen Kreise in Deutschlands politischem Leben und in den Massenmedien ihre dominierende Stellung. Es muß sich, milde gesagt, mit der Rolle eines Juniorpartners der USA begnügen. In diesem Zusammenhang hat der deutsche Politiker Egon Bahr unlängst darauf hingewiesen, daß „kein Volk lange kniend leben kann" und ermahnte die deutschen Politiker „zu lernen, eine normale Nation zu sein". Die Tendenz der Befreiung Deutschlands aus der amerikanischen Klammer nimmt zu. Das hat in der Politik des Bundeskanzlers Gerhard Schröder seinen Niederschlag gefunden, besonders bei der Weigerung, auf der Seite der USA am Krieg gegen den Irak teilzunehmen und beim ersten Versuch in der Geschichte Europas, ein Triumvirat Frankreichs, Deutschlands und Rußlands ins Leben zu rufen. Die erfolgreiche Umwandlung der Deutschen in eine normale, voll souveräne Nation liegt im nationalen Interesse Rußlands.

Die amerikanische Politik hat sich auch auf Rußland sehr destruktiv ausgewirkt. Nur waren die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Dimensionen dieser Auswirkung für das Land unvergleichbar größer als im Falle Deutschlands. Nach dem Staatsstreich der Kreise, die sich um Jelzin gruppierten, wurde Rußland zum Objekt eines unerklärten Krieges seitens der USA, des Krieges, der ohne Anwendung von Gewalt und ohne Besetzung des Territoriums geführt wird. Die von den Amerikanern angewandte Strategie der indirekten Einwirkung (Strategy of Indirect Approach), das heißt die Zerstörung des Landes von innen, erwies sich als viel effektiver im Vergleich zum klassischen Krieg.

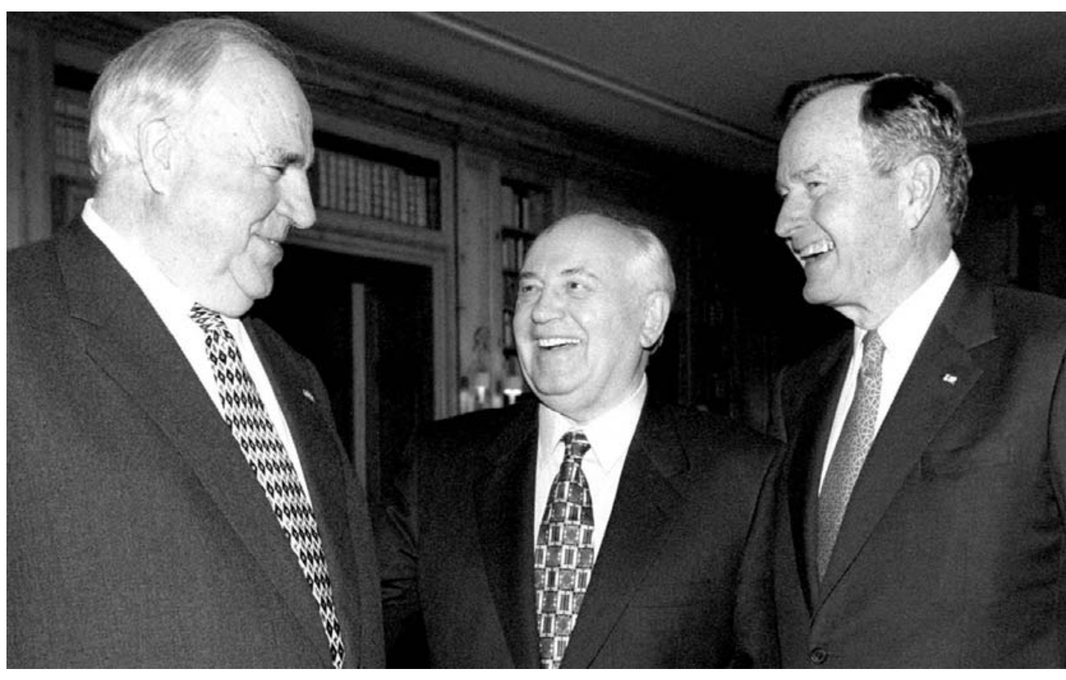
Kennzeichnend für die Jelzin-Ära, als amerikanische Berater entscheidend die russische Innen- und Außenpolitik beeinflußten, waren die Zerstörung der Staatlichkeit und der Wirtschaft Rußlands, die absichtliche, totale Verarmung der Bürger, der Staatskasse, der Wissenschaft und des Schulwesens, des Gesundheitswesens, der Streitkräfte, die Förderung der Korruption und der Straflosigkeit – begleitet von einem nie da gewesenen sittlichen Verfall der regierenden politischen Elite, die die nationalen Interessen des Landes und des Volkes verraten hat. Die nationalen Reichtümer, die Naturschätze des Landes wurden spottbillig in die Hände eines Häufleins von dem Jelzin-Clan nahestehenden Personen übergeben. Es begann ein hemmungsloses, gigantisches Übergießen des russischen Kapitals ins Ausland. Die allumfassende Armut wurde zur Wurzel allen Übels in Rußland. Sie lag der „Politik der Verdrängung" von Hunderttausenden Wissenschaftlern, Künstlern und Fachleuten in die USA und andere Länder zugrunde. Solch einen geistigen Aderlaß erlebte Rußland nie in seiner ganzen Geschichte. Die politische und wirtschaftliche Sicherheit des Landes gerieten in eine ernste Gefahr.

Als Putin aber schwache Versuche unternahm, die Staatlichkeit Rußlands wiederherzustellen, wurde er einer Verleumdungskampagne ausgesetzt. Man hat Putin Autoritarismus und die Drosselung der Demokratie zur Last gelegt. Um die Politik der Schwächung Rußlands zu rechtfertigen, wird in den USA oft die propagandistische These angewandt, Rußland sei immer noch eine potentielle Gefahr für den Westen. Es wäre einfach lächerlich, diese These ernst zu nehmen. Nach Angaben des Stockholmer Instituts für Friedensforschung übertrafen die militärischen Weltausgaben 2004 zum ersten Mal seit dem Kalten Krieg eine Billion US-Dollar. Davon entfielen auf die USA 47 Prozent, also fast 500 Milliarden Dollar. Die Militärausgaben Rußlands betrugen 2002 knapp 9,4 Milliarden Dollar, 2003 waren es 11,6 und 2004 14, 9 Milliarden. Also wer bedroht wen?

Im Hinblick auf die tragischen Erfahrungen der Vergangenheit und auf die gegenwärtigen Gefahren, die auf Europa lauern, ist es aus meiner Sicht notwendig, ein ganz neues Konzept seiner Entwicklung und des Zusammenlebens seiner Völker auszuarbeiten. Man muß endlich begreifen: das destruktive Kräftespiel auf dem europäischen Kontinent im 20. Jahrhundert, die Feindschaft zwischen den europäischen Mächten, die Spaltung des Kontinents in feindselige Gruppierungen waren unheilvoll für Europa. Um überleben und sich normal entwickeln zu können, müssen die Europäer damit Schluß machen. Sie müssen auch dafür sorgen, daß dem Diktat der außereuropäischen Macht – der USA – ein Ende bereitet wird. Europa darf nicht die Rolle eines Dieners oder Juniorpartners Amerikas erfüllen.

Was folgert daraus für Rußland und Deutschland? Auf bilaterale Sonderbeziehungen zwischen beiden Ländern zu setzen, wäre nicht realistisch. Dieses Duumvirat würde mit Argusaugen von vielen wahrgenommen. Das Rückgrat der Sicherheit und der Zusammenarbeit in Europa muß jetzt eine enge Partnerschaft zwischen Frankreich, Deutschland und Rußland bilden. Die Eingebundenheit Deutschlands und Frankreichs in der EU kann nicht als Hindernis dafür dienen. Dieter Cycon hat in seinem oben erwähnten Buch sehr richtig geschrieben: „Nicht der Kampf mit der europäischen Mitte, sondern die Zusammenarbeit mit ihr muß künftig die Devise in Moskau wie in Paris sein. Nur eine kräftige Mitte, die sich mit West und Ost freundschaftlich fühlt, kann West und Ost Sicherheit geben – das ist das Ergebnis der politischen Fehlkalkulationen, Abenteuer und Katastrophen eines Jahrhunderts."

Die Interessen der USA sind anders als die Interessen der europäischen Länder. Die konstruktive Zusammenarbeit zwischen den USA und Europa kann sich nur dann erfolgreich entwickeln, wenn die gegenseitigen Interessen geachtet werden. Die Emanzipation Europas vom amerikanischen Diktat und Druck bedeutet nicht irgendwelche Entfremdung von Amerika. Im Gegenteil wird dies bessere Grundlagen für die euroatlantische Zusammenarbeit schaffen. Die Frage, inwieweit die USA-Eliten das begreifen können, bleibt offen.



Sehen sich selbst als Macher der deutsch-deutschen Wiedervereinigung: Helmut Kohl, Michail Gorbatschow und George Bush sen. Foto: corbis

Die ungekürzte Fassung dieses Aufsatzes ist erhältlich bei: Unser Land, 82305 Starnberg, Postfach 1555, Fax (0 81 51) 2 707 05, info@unser-land.de. Inkl. Versand kostet sie 5 Euro.

Immer noch die Alten

Trotz Regierungsverlust halten die Grünen an ihrer eingefahrenen Linie fest

Von Rebecca Bellano

Bei der Bundestagswahl 2005 waren alle Parteien Verlierer, doch während SPD und Union sich über ihre Verluste damit hinwegtrösten, daß sie die Regierung stellen, die FDP (61 Sitze) sich an ihrem Status als größte Oppositionspartei erfreuen kann und die Linkspartei die Zahl ihrer Sitze von zwei auf 54 Sitze erhöht hat, fällt es den Grünen schon erheblich schwerer, ihre Lage schönzureden. Doch wie reagiert man in der Partei auf den Absturz von einer Regierungspartei zur kleinsten Oppositionspartei mit nur noch 51 Sitzen?

Zunächst herrschte anscheinend eine gewisse Schockstarre, was auch verständlich ist, angesichts des Schröder-Coups der vorgezogenen Neuwahlen. Doch nun hatte die Partei vier Monate nach der Wahl Zeit, sich über ihre Ziele in der Opposition Gedanken zu machen. Auch hatte sie Gelegenheit, aus Fehlentscheidungen in der Vergangenheit Lehren zu ziehen, aber während vor allem die Junge Union ihrer Mutterpartei mit scharfer Kritik drohte und in der SPD ein Posten-Karussell zu rotieren begann, herrschte um die Grünen Stille.

Wie sieht die neue grüne Identität aus, lautete denn auch die Frage dieser Zeitung an die Partei und einige ihrer prominentesten Bundestagsabgeordneten. Von den angeschriebenen Bundestagsabgeordneten meldete sich allein Renate Künast. In der Antwort versucht die ehemalige Bundesministerin für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft den Unterschied zwischen den drei Oppositionsparteien herauszuarbeiten. „Auch als kleinste Fraktion wollen wir die führende Rolle in der Opposition übernehmen. Wir sind die einzige Oppositionspartei mit radikalen, aber realistischen Inhalten. Die Linkspartei verspricht den Menschen das Blaue vom Himmel. Die FDP handelt einseitig marktradikal. Beides ist falsch.“ Klasse statt Masse und moderne linke Politik, so das neue Motto der Grünen.

Gemeinsam mit ihrem Amtskollegen Fritz Kuhn hat Renate Künast „Thesen zur Grünen Oppositionsarbeit“ aufgestellt, in denen als aller erstes die SPD verbal eins ausgewischt bekommt: „Insbesondere die SPD hat es versäumt, ihrer Anhängerschaft eine Verbindung von Modernisierung und Gerechtigkeit vorzuschlagen, ...“ Eigene Fehler? Na ja, man habe halt mit Rot zusammen die Reformen zu spät eingeleitet und die Arbeitslosigkeit nicht senken können, dafür habe man aber die Gesellschaft erneuert und die ökologische Modernisierung vorangetrieben. „Selbstbewußt können wir sagen: ... unsere Politik für die erneuerbaren Energien und den Klimaschutz oder für gesunde Lebensmittel und gegen die grüne Gentechnik war einfach zu gut.“ Und so wolle sich die Partei auch in Zukunft ihren Kernkompetenzen widmen, die da lauten: ökologische Modernisierung, weg vom Öl, Verbraucherschutz, Kinderpolitik, Minderheitenschutz und Bürgerrechte sowie Menschenrechtspolitik.

Das klingt ziemlich nach den alten Grünen. Erst etwas später folgt in dem Thesenpapier auch der Hinweis auf den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, der jedoch in einem Atemzug unter anderem mit „Neue Akzente in der Frauenpolitik“, „Neugestaltung der Integrationspolitik“, „Sozial und ökologisch vertieftes Europa“ genannt wird. Alles in allem erinnert das neue Programm der beiden im Vergleich zu ihren Vorgängern Claudia Roth und Reinhard Bütikofer professioneller auftretenden grünen Protagonisten Künast und Kuhn ziemlich an das alte Programm. „Kuhn und Künast sprechen von der Fraktion als Ideenwerkstatt. Konzepte ohne klare Machtperspektive drohen in der öffentlichen Wahrnehmung aber unterzugehen“, prophezeite „Die Welt“. Und auch die „Financial Times Deutschland“ meinte: „Zurück in der Opposition muß sich die Sonnenblumenpartei deshalb um ein neues Profil bemühen.“



Foto: ddp

Es ist angerichtet: Künast und Kuhn mit Gemüsefrikadellen

Auf die Frage der „Welt am Sonntag“, wie man von einem Aufbruch der Grünen sprechen könne, wo doch die gesamte Grünen-Spitze mit Personen besetzt ist, die allesamt das Projekt Rot-Grün repräsentierten, widersprach Renate Künast. „Vielleicht ist es den meisten intellektuell zu anstrengend, die Menschen nach ihrem Können, nach ihren Leistungen zu bewerten.“ Dies klingt keineswegs so, als ob die Partei auf der Suche nach einer neuen Identität wäre und bei sich nach Fehlern für ihre Abwahl aus der Regierung sucht. Sie will so weitermachen wie bisher, dabei standen doch gerade die Grünen einst für Veränderung.

Und wo sehen die Grünen ihre Wähler? „Ein Gutteil der Bürger wählt Grün“, so Künast. Hier läßt sich jedoch anmerken, daß es sich um jene Teile des Bürgertums handelt, die nach ihren Protestjahren in den 60er bis 80er Jahren inzwischen als Rechtsanwälte oder Apotheker zur Bürgerlichkeit zurückgekehrt sind. Für sie sind die Grünen wählbar, denn die Bevölkerungsgruppe hat trotz Probleme im Land immer noch ihr Auskommen. Erstwähler, bei denen die Grünen früher sehr gut punkten konnten, ziehen sich inzwischen zurück. Wer verzweifelt nach einem Ausbildungsplatz sucht, wer erleben muß, daß seine Eltern ihre Arbeit verlieren, und wer schon während der Schulzeit eingeimpft bekommt, daß er nicht rechnen darf, eines Tages eine Rente zu erhalten, der hat andere Sorgen als „Atomkraft, nein danke!“ und „Waldsterben“.

Sind die Grünen also eine Partei des Wohlstandes und somit ein Auslaufmodell? Vieles spricht dafür, zumal Renate Künast auf ihrer Internetseite die Ängste der Deutschen hinsichtlich der Überfremdung aus einer abgehobenen Warte heraus sieht. Die in Deutschland herrschende „Islamophobie“ sei nichts anderes als Ausdruck der „Abstiegsängste der Mittelschicht“. Der deutschen Mehrheitsgesellschaft sei der Boden abhanden gekommen, stellt sie richtig fest, doch schon die Entscheidung, nicht vom „deutschen Volk“, sondern von der „deutschen Mehrheitsbevölkerung“ zu sprechen, gibt einen Eindruck davon, wie bei den Grünen über den Stellenwert der Deutschen gedacht wird. Und letztendlich sind die Grünen, bei denen sich Alt-68er, Friedensbewegte und Umweltaktivisten engagieren, mit Schuld daran, daß den Deutschen der Boden abhanden gekommen ist. Auch wollen sie gar keinen neuen Boden wie folgende, der Internetseite von Renate Künast zu entnehmende Aussage vermuten läßt: „Unsere nationale Identität kann nur eine gebrochene sein. Nationalstolz können wir höchstens daraus beziehen, daß es uns gelungen ist, aus dem Gedenken an die Verbrechen des Nationalsozialismus ein echtes Engagement für die Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Menschenwürde zu machen.“

Die Grünen, die einst ausgezogen waren, das Land zu verändern, haben einen nicht unbeachtlichen Anteil daran, daß Deutschland nicht mehr Deutschland ist, sondern wirklich nur noch ein Land mit verschieden großen Volksgruppen. Nun, wo Deutschland wieder Veränderung braucht, um zumindest nicht noch weiter abzusinken, haben die Grünen keine Rezepte parat. Es scheint so, als wäre abzüglich einiger Unebenheiten für die Partei letztendlich alles gut so, wie es ist. Die Tatsache, daß die einstige Regierungspartei aus ihrer Abwahl keine Konsequenzen gezogen hat, läßt zumindest keinen anderen Schluß zu.

Gedanken zur Zeit:

Endlich Grenzen überwinden

Von Wilfried Böhm

Die Bundesrepublik Deutschland ist in höchstem Maße reformbedürftig. Das wissen alle Bürger, auch die meisten Politiker und Medienmacher wissen oder ahnen es. Kaum einer, der nicht häufig und bekenntnisreich über die Notwendigkeit der längst fälligen Schlüsselreform zu allen weiteren Reformen redet: über die Reform des Föderalismus.

Das Reden über diese Reform geschieht so häufig, daß es die Bürger langweilt oder, was schlimmer ist, an den Fähigkeiten und dem Gestaltungswillen der Politiker zweifeln läßt. Die Föderalismusreform ist aber ohne eine Länderneugliederung nicht denkbar, weil alle bisherigen Versuche, im System der 16 Bundesländer Reformen in sachbezogenen Teilbereichen der Politik durchzusetzen mehr oder weniger erfolglos geblieben sind. Ob bei der Finanzverfassung, im Beamtenrecht der Besoldungs- und Laufbahnreform, der Regelung der Bildungskompetenz oder im mittlerweile unüberschaubaren Dickicht des Länderfinanzausgleichs mit seinen Überweisungssystemen: überall gibt es zwar stolze Beharrungsfähigkeit der Länder auf ihre Zuständigkeiten und Teilzuständigkeiten, aber nirgends den Beweis dafür, daß föderalistische Kompetenzen bessere Ergebnisse und Kosten-Nutzen-Rechnungen erbringen als zentral gesteuerte Zuständigkeiten. Im Gegenteil: die Bildungspolitik als Domäne der Bundesländer hat nach „Pisa“ geführt. Die Lage ist grotesk: Altbundespräsident Roman Herzog stellte dazu fest, die Zahl der armen Länder sei schon immer höher gewesen, als die der reichen und meinte: „Das kann eigentlich nicht wahr sein. Die Linien sind falsch gezogen.“

> Bildung als Domäne der Länder hat nach »Pisa« geführt

Unter Kosten- und Effizienzgesichtspunkten ist zu erwarten, daß eine geringere Anzahl von Bundesländern sinnvoll wäre. Im Grundgesetz ist zwar der Föderalismus festgeschrieben, nicht aber die Zahl der Bundesländer. Als theoretisches Modell für die Zahl von acht Bundesländern in Deutschland könnten die Organisationsstrukturen von einigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Großorganisationen dienen, die bereits existieren: Es gibt in der Bundesrepublik neun Landesbanken, die Bundesbank hat neun Hauptverwaltungen, die ARD neun Sender (nur Bremen und Saarland halten an ihren Kleinstsendern fest), die Bahn gliedert sich in neun Regionen und auch der DGB hat neun Bezirke.

Damit der vom damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog vor nunmehr fast einem Jahrzehnt und bisher vergeblich eingeforderte „Ruck“ durch Deutschland gehen kann, muß der Föderalismus in seiner heutigen organisatorischen Erscheinungsform tiefgreifend reformiert werden. Das kann dazu führen, daß politisch Verantwortliche eigene Macht aufgeben, aber zugleich als verantwortungsbewußte Politiker gesellschaftliche Vorbildfunktion erwerben, nicht zuletzt als Basis für ihre persönliche Zukunft. Bisher hat noch kein Politiker ernsthaft und mit Kraft wirklich etwas für diese grundsätzliche, durchgreifendste und damit wichtigste „Mutter aller Reformen“ getan und sich damit zum geschichts- und zukunftsbewußten Staatsmann über das Heer der pfründen-besessenen Politikaster erhoben, gewissermaßen als ein Freiherr vom Stein im Zeitalter des europäischen Zusammenschlusses.

Diese Reform des föderalistischen Systems mit der drastischen Reduzierung der Zahl der Bundesländer ist seit Jahrzehnten überfällig, spätestens jedoch seit der Wiederherstellung der staatlichen Einheit im Jahr 1990, als ein revolutionärer Zustand in Deutschland die Voraussetzung dazu geboten hätte. „Das jetzt nicht auch noch!“ oder die Fixierung auf das Brüsseler Europa waren damals die schwerfällig abwehrenden oder illusionären Antworten auf hier und da laut werdende Forderungen, das aus den Zufälligkeiten des Zuschnitts von Besatzungszonen entstandene System der 16 Bundesländer nicht weiterzuführen und statt dessen ein die einstigen „Zonengrenzen“ überwindendes, auf acht starke Bundesländer gegründetes föderalistisches Deutschland zu schaffen.

> Es hätte keine »Ossis« und »Wessis« gegeben

Das hätte zugleich bedeutet, daß vier dieser wirklich „neuen“ Bundesländer aus Bürgern „westlicher“ und „östlicher“ Sozialisation bestanden hätten, also im Jargon aus „Wessis“ und „Ossis“. Nicht nur die von Besatzungsmächten gewollte Kleinstaaterei wäre überwunden worden, sondern die imaginäre Grenze zwischen „alten“ und neuen“ Bundesländern wäre gar nicht erst entstanden. Das wäre ein großer Vorteil für das Zusammenwachsen nach 40jähriger Trennung geworden und zu einem Beweis mehr dafür, daß die Deutschen „ein Volk sind“.

Mit Blick auf die Länderneugliederung könnte ein konkretes Modell eine Reduzierung der Zahl auf acht Bundesländer bedeuten, Schleswig-Holstein mit Hamburg und Mecklenburg-Vorpommern zusammenzuschließen, Niedersachsen mit Bremen und dem Bezirk Magdeburg (Sachsen-Anhalt), Berlin und Brandenburg.

Nordrhein-Westfalen bliebe bestehen. Sachsen und der Bezirk Halle (Sachsen-Anhalt) entstünde als einziges „neues Bundesland“ auf dem Gebiet der früheren DDR, während der Zusammenschluß von Hessen und Thüringen die Erneuerung historischer Verflechtungen bedeutet. Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz sowie das Saarland stellen im Westen und Südwesten ein lebensfähiges Bundesland dar, ebenso, wie es das unverändert bestehen bleibende Bayern ist.

Die Durchführung einer Länderneugliederung als Grundlage der Föderalismusreform könnte sich als überzeugende Leistung der derzeitigen großen Koalition auf Zeit erweisen, die sich dadurch ihre Rechtfertigung verdienen würde.

Bock zum Gärtner

Bundeszentrale macht Werbung für Islamisten

Von Ansgar Lange

Die Bundeszentrale für politische Bildung (BpB) hat ein Vermittlungsproblem. Eine heikle Expertenempfehlung für Schulen zu Integrationsfragen ist Stein des Anstoßes. Das meldet die Zeitung „Vers1“.

„Das ist wie Margot Honecker zur Bundesbeauftragten für Stasi-Unterlagen zu machen“, mit diesen Worten zitiert „Vers1“-Autor Andreas Schneider die hessische CDU-Bundestagsabgeordnete Kristina Köhler, die sich zu den jüngsten Entwicklungen in der Bundeszentrale äußerte. Ansonsten macht die volkspädagogisch auftretende Einrichtung auch mal gern mobil gegen die angeblich allgegenwärtige rechte Gefahr. Beim islamischen Totalitarismus ist sie wohl weniger zimperlich. Die Bundeszentrale hatte nämlich den Bock zum Gärtner gemacht und den Vorsitzenden der „Islamischen Gemeinschaft in Deutschland“ (IGD), Ibrahim El-Zayat, den Schulen in Deutschland als Experten für Integration empfohlen. Die IGD wird vom Verfassungsschutz wegen ihrer Verbindungen zur extremistischen Muslimbruderschaft beobachtet.

Dabei kommt nun in erster Linie der Präsident der Bundeszentrale, Thomas Krüger (SPD), unter Beschuß. Schließlich habe die Bundeszentrale für politische Bildung als Leitbild aufgetragen bekommen, das demokratische Bewußtsein in der Bevölkerung zu fördern. Werbung für die Islamisten kann damit wohl nicht gemeint gewesen sein. Die fatale Empfehlung sei allerdings nur eine Fehlleistung einer Pannenserie in der Bundeszentrale, die nicht abzureißen scheint, meint Schneider. Die Vorwürfe gegen Krügers Amtsführung häuften sich, seit er im Jahr 2000 die Leitung des Hauses übernommen habe. „Ideologisch motiviert“, „kritikresistent“ oder „fachlich inkompetent“ seien dabei noch die harmloseren Beschreibungen des Theologen.

„Das Jahr 2005 wird für Krüger und die Bundeszentrale als ein schwarzes verbucht werden. Allerdings kann die Aneinanderreihung fragwürdiger Vorgänge nicht ... abgehakt werden, eine Aufarbeitung scheint nötig. Denn eine antiisraelische Grundstimmung zieht sich durch die Krüger-Mißgriffe wie ein roter Faden“, so „Vers1“.

Zuerst habe SPD-Mann Krüger die Kritik an seinem langjährigen Mitarbeiter Ludwig Watzal von Tisch gewischt, der regelmäßig in linksextremistischen Publikationen und Websites publiziert, unter anderem auf den Internetseiten der „Antiimperialistischen Koordination Wien“, die von den USA wegen ihrer Unterstützung des Terrorismus gesperrt wurden. Herausgegeben wird die Webseite von Europas militantester antiimperialistischer Gruppe, der Campo Antiimperialista. Die Webseite fordere „Solidarität mit der Hamas“, die Zerstörung des „sogenannten Staates Israel“ und „Solidarität mit der Hizbullah“. Watzal ist Redakteur der BpB-Zeitschrift „Aus Politik und Zeitgeschichte“, freier Journalist und Lehrbeauftragter an der Universität Bonn. Die skandalösen Vorgänge um die Bundeszentrale für politische Bildung belegen, daß antiisraelische Äußerungen bei der politischen Linken nur dann für schlecht gehalten werden, wenn sie aus „rechten“ Kreisen kommt. Beim antiimperialistischen Befreiungskampf der Islamisten und der nützlichen Idioten aus dem linken politischen Spektrum drücken diejenigen, die immer die ersten an der antifaschistischen Front sind, gern mal ein Auge zu.

MELDUNGEN

Österreicher vermittelten

Wien – Der russisch-ukrainische Konflikt um Erdgaslieferungen an und durch die Ukraine ist beigelegt. An der Kompromißlösung hat Österreich maßgeblich mitgewirkt – aber nicht durch die Regierung, sondern diskret durch die Raiffeisen Zentralbank RZB und ihre Tochter RIAG. Und nicht ganz zufällig, denn Raiffeisen ist in beiden Ländern prominent vertreten. Raiffeisen und die russische Gasprom haben eine gemeinsame Tochter namens „Rosukrenergo" mit Firmensitz in der Schweiz. Und „Rosukrenergo" erhält – so ist es im Gas-Kompromiß vereinbart – für die nächsten fünf Jahre das Monopol für den Gasimport in die Ukraine. Der Zahlungsverkehr der ukrainischen „Naftogaz" läuft ebenfalls über Raiffeisen. Und „Rosukrenergo" – so das Abkommen mit Gasprom – soll von Raiffeisen 2007 an die Börse gebracht oder an einen „strategischen Investor" verkauft werden. *RGK*

Schicksalswahl in Kanada

Toronto – Im scheinbar ruhigen Kanada geht der Wahlkampf zu den Wahlen am 23. Januar in die heiße Phase. Etwa 22 der 32 Millionen Kanadier sind aufgerufen, ihre Stimme bei den vorgezogenen Neuwahlen abzugeben. Grund für die Neuwahl sind ein Spendenskandal um den scheidenden liberalen Premier Paul Martin und Fördergelder für die Region Quebec. Das französischsprachige Quebec avanciert immer mehr zum Streitapfel, da der erstarkte Chef der Separatistenpartei Bloc Québécois, Gilles Duceppe, die Abspaltung der sieben Millionen Einwohner zählenden Provinz vom englischsprachigen Rest fordert. *Bel*

Kein Aufstand der Hungernden

Frankreich wird bewußt: Die Unruhen 2005 waren nicht sozial, sondern ethnisch-religiös motiviert

Von JEAN-PAUL PICAPER

Anfang November 2005 erlebte Frankreich Straßenschlachten bisher unbekannten Ausmaßes, die den Pariser Studentenaufstand vom Mai 1968 weit in den Schatten stellten. Die neue Stadtguerilla erstreckte sich auf alle Großstädte aber kaum auf die Stadtzentren, während die Studentenkrawalle von 1968 die Pariser Stadtmitte als Schlachtfeld gewählt hatten. In beiden Fällen waren die Rebellen „jüngere Semester", aber diesmal sammelten unter ihnen Kinder von zehn Jahren aufwärts Erfahrungen für spätere Schlachten. Damals handelte es sich um eine Rebellion von oft wohlhabenden, verwöhnten Kindern der französischen Bourgeoisie. Ganz anders schien es diesmal zu sein, da die Meuterei in den armen Stadtgürteln tobte.

So ließ man verlautbaren, daß die Beweggründe die Armut und die Perspektivlosigkeit waren, in welcher diese Jugend aufwächst. Nur mit noch mehr Zuschüssen könne man die Wogen glätten! Die Gutmenschen holten ihre soziale Rhetorik hervor und labten sich daran. Schuldig waren nicht die Chaoten, sondern Staat und Gesellschaft. Zugegeben, die Jugendarbeitslosigkeit ist in Frankreich hoch und diese Jugend lebt am Stadtrand in Unterprivilegiertenghettos. Aber die Mehrheit der Aufständischen besaßen Handys, mit denen sie ihre Aktionen koordinierten. Sie hungern nicht, sie sind altersgemäß gut gekleidet, sie sehen gesund und kräftig aus. Es ist eine Frage der „political correctness", nicht darauf hinzuweisen, daß es ihnen wesentlich besser als in den Staaten geht, woher ihre Eltern gekommen waren.

Daß bei vielen, insbesondere bei den jüngeren, gar keine tiefere soziale Motivation, sondern ein lustvoller Zerstörungsdrall der Anlaß war, schien für die Denker im Lande keine erstrebenswerte Diagnose zu sein. Offensichtlich ließen sich aber viele dieser Jugendlichen einfach von dem Drang leiten, an einem aufwühlenden Kollektiverlebnis teilzunehmen, der den Plebs ergreift, wenn die staatliche oder gesellschaftliche Autorität zurückweicht. Seit Jahrzehnten verhalten sich die französischen Behörden in den betroffenen Bezirken wie Vertreter eines „failed state" – eines zerrütteten Staates. (Die US-Diplomatie spricht von „failed state" im Falle von Ländern, in denen sich jede Ordnung aufgelöst hat.) So entsteht eine Spielwiese für den jugendlichen Spaß an der Gewalt. Für die Mehrheit dieser Jugendlichen war dieser Aufstand hauptsächlich Sport. Kaum jemand scheint bei dieser anhaltenden Meuterei mit riesigem Zerstörungspotential das totale Fehlen junger Frauen in den Reihen der Aufständischen beobachtet zu haben – anders als 1968. Ursache war freilich deren geringere Gewaltbereitschaft, aber selbst bei Interviews mit Anhängern der Rebellion waren kaum Mädchen zu sehen. Es lag vor allem daran, daß die Meuterer Moslems sind. Bei ihnen dürfen die Frauen keinen Anteil am öffentlichen Leben nehmen. Moslemische Mädchen werden von ihren Familien isoliert. Um so erfreulicher ist es, daß es vielen von ihnen gelingt, die Vorteile der freien Gesellschaft wahrzunehmen und sich durch die Inanspruchnahme von Aufstiegs- und Einstiegschancen vom Joch des mohammedanischen Kodex zu befreien. Die Integration der Mädchen aus jenen „Banlieues", auch und vor allem der Farbigen unter ihnen, ist weiter gediehen als bei ihren Brüdern. Den Mädchen bietet die Demokratie eine zivilisatorische Chance, obgleich heute in moslemischen Kreisen ein Rückfall in die Primitivität stattfindet – am Tragen des Kopftuchs sichtbar. Für



Bilanz der Unruhen: Tausende von verkohlten Autowracks Foto: Getty

die jungen Männer sind dagegen die Verhaltensregeln des Islam von Vorteil, weil sie ihre sexuelle Vormacht sichern.

Es gibt das, was man nicht sieht und das, was man nicht sehen darf. Nach bewährter Methode wurde in den Medien und in der Politik von „les jeunes", „den Jugendlichen" gesprochen, die Autos in Brand steckten und Geschäfte demolierten. Dabei konnte jeder am Bildschirm sehen, daß die Täter ausschließlich Maghrebiner und Schwarzafrikaner waren. Das kann einer der Gründe sein, warum die Medien allmählich von dem Thema ließen – selbst in der Silvesternacht, als 450 Autos in Brand gerieten. Diese Realität der Medien bringt das Problem zu sehr ins Bewußtsein der Stammfranzosen. Bloß nicht zugeben, meint die Regierung, daß diese Revolte ein Kulturschock war. Und mit seinen vielgeschmähten Worten „Abschaum" oder „Hooligans" erfaßte selbst Nicolas Sarkozy nicht die ganze Problematik. Die Kriegslist der Meuterer orientierte sich tatsächlich an der palästinensischen Intifada: die Akteure sind kleine oder mittlere bewegliche Gruppen von Steine oder Molotowcocktails werfenden Jugendlichen. Mai 1968 hatte sich dagegen mit der Errichtung von Barrikaden an die französische Tradition gehalten. Die Revolte von 2005 war ethnisch-religiös und ein Beweis für das Scheitern des französischen „melting pot", der „Assimilation", geschweige denn ihres Gegenteils, der Multikultigesellschaft.

Auch die Inhalte waren Intifada-konform. Ein russischer Kollege aus Berlin und sein Kameramann wurden in Lyon-Vénissieux von sechs vermummten Steinewerfern lebensbedrohend angegriffen. Sie verdankten nur der Flucht mit ihrem schnellen Wagen ihr Leben. „Das geht hier seit Jahren so", gestand ihnen der Polizeikommissar. Ausländische Journalisten haben beobachtet, daß vorrangig Autos der „Weißen" angegriffen wurden, während Parolen liefen, daß man die Wagen der „Blacks" und der „Moslems" schonen sollte. Zahlreiche Meuterer trugen Abzeichen, die dem Islam oder dessen Helden wie Osama bin Laden huldigen. Manche haben den Kriegsruf „Allahu Akbar" gehört. In diesen Jugendbanden der postmigrantischen Gesellschaft schmückt man sich mit Stickern, die Sprüche aus dem Koran, das Bild der Kaaba oder die Konturen des afrikanischen Kontinents zeigen. Impulse gibt auch die Rap-Musik, die immer wieder Frankreich als eine „sexuelle Beute" darstellt. Der anerkannte französische Philosoph Alain Finkielkraut äußerte, daß diese Revolte nicht sozialwirtschaftlich, sondern ethnisch-religiös ist und erhielt dafür Prügel. Der Mythos der „einen und unteilbaren Republik" bricht auseinander.

„Unser Problem", sagte bereits ein französischer Politiker in einer Rede am 19. Juni 1991, „sind nicht die Ausländer, das Problem ist die Überdosis, die ‚Overdose'. Es stimmt vielleicht, daß es bei uns nicht mehr Ausländer als vor dem Zweiten Weltkrieg gibt, aber es sind nicht die gleichen und das macht den Unterschied. Sicherlich ist es weniger problematisch, wenn Spanier, Polen und Portugiesen bei uns arbeiten, als wenn es Moslems und Schwarzafrikaner sind." Dieser Politiker hieß Jacques Chirac.

Abseits gängiger Klischees

Am Abend vor Scharons Schlaganfall wurden ihn belastende Dokumente veröffentlicht

Von R. G. KERSCHHOFER

Schlaganfälle können Folgen haben, die weit über das betroffene Individuum hinauswirken. Im Fall von Ariel Scharon scheint dies offenkundig, denn wenn im Hauptkrisengebiet unserer Tage ein Hauptakteur ausfällt, muß sich einiges ändern. Oder auch nicht – ist doch das Nahost-Problem derart komplex, daß Voraussagen meist fragwürdig bleiben.

Schlaganfälle haben natürlich auch Ursachen – bei Scharon dürften diese selbst für Laien unübersehbar gewesen sein. Doch darüber hinaus bedarf es eines Auslösers, und der ist im gegebenen Fall weit mehr als eine klinische Angelegenheit. Was in den Stunden vor dem Kollaps geschah – und sogleich wieder aus den Schlagzeilen verschwand – liefert nämlich interessante Einblicke in persönliche Rivalitäten, in das wechselhafte israelische Parteien-Spektrum und in Auslandsbeziehungen völlig abseits gängiger Klischeevorstellungen.

Was geschah also am Tag vor dem Schlaganfall? Der israelische Privatsender „Kanal 10" veröffentlichte im Abendprogramm ein Polizei-Dokument, das Scharon schwer belastet. Es geht um alte Vorwürfe wegen illegaler Parteienfinanzierung und privater Vorteilsnahme (vgl. Folgen 5/01, 36/03 und 31/05), diesmal jedoch mit neuem Material über Scharons „Österreich-Connection". Demzufolge soll Scharon vom österreichischen Multimillionär Martin Schlaff drei Millionen US-Dollar erhalten haben. Im Jerusalemer Haus von Schlaffs Eltern waren Ende Dezember entsprechende Dokumente und Computer sichergestellt worden. Schlaff ließ Bestechungsvorwürfe kategorisch dementieren – und ist damit glaubwürdig: Wie aus den USA und anderen Ländern bekannt ist, spendet man ab einem gewissen Kontostand sowieso an alle Seiten und geht auf Nummer sicher.

> Illegale Finanzierung sowie private Vorteilsnahme

Der „Kanal 10" gehört Ronald Lauder, dem Erben des Kosmetik-Imperiums von Esté Lauder. Den Österreichern ist Lauder als US-Botschafter während der Waldheim-Zeit in Erinnerung – und als Einkäufer von Kunstwerken, für die andere kaum eine Ausfuhrgenehmigung erhalten hätten. Lauder ist aber auch Hauptfinanzier von Benjamin Netanjahu, dem Erzfeind Scharons im Likud-Block. Und Netanjahu ist ein Hauptgrund dafür, daß Scharon mit dem „roten" Shimon Peres die neue Partei Kadima gründete. Und am 28. März wird gewählt ...

Schlaffs unscheinbares Büro befindet sich im gleichen Gebäude, in dem auch viele Osthandels-Agenturen untergebracht sind oder waren – darunter die „Novum" der SED. Schlaff hatte immer schon beste Ostkontakte, was nach der Wende nur noch nützlicher wurde. So etwa erwarben er und andere österreichische Investoren, unter ihnen die Gewerkschaftsbank BAWAG und Ex-ÖVP-Chef Taus, die bulgarische „Mobitel", um sie mit hohem Gewinn an die „Mobilkom Austria" weiterzuverkaufen. Schlaff hatte aber auch ausgezeichnete Kontakte zu Arafat. Und er ist Miteigentümer des Spielkasinos von Jericho – gemeinsam mit der „Casinos Austria AG", der BAWAG und der palästinensischen Autonomiebehörde. In dem Kasino frönten spielwütige Israelis ihrer daheim verbotenen Leidenschaft und finanzierten so unter anderem den Arafat-Klan. Bis das Kasino im Herbst 2000 wie zufällig beschossen wurde und seither geschlossen ist. Schlaff soll knapp daran gewesen sein, von Scharon grünes Licht zur Wiedereröffnung zu erlangen.

> Israelis sponserten unbewußt den verhaßten Arafat-Klan

Laut israelischen Quellen war Schlaff auch maßgeblich an der Aufhebung der Österreich-Sanktionen beteiligt, die von Israel erst im Juli 2003 beendet wurden. Politische Gegner behaupten folglich, Scharon habe sich die Normalisierung der Beziehungen abkaufen lassen – eine Version, die indirekt den Erpressungscharakter der Sanktionen belegen würde. Andererseits beschuldigt man Österreich, die Aufhebung dadurch erkauft zu haben, daß das Rechtshilfeansuchen der israelischen Justiz in der Causa Scharon abgewiesen wurde – „mangels entsprechender Verdachtsmomente". Es ist eben eine Causa, in der österreichische Behörden nur Kritik ernten können. Seit Dezember 2004 wird zwar kooperiert, aber nach dem Schlaganfall dürfte das Verfahren ohnehin eingestellt werden.

Was die Zukunft betrifft, ist nur eines sicher: Bei den palästinensischen Wahlen wird die Hamas deutlich zulegen – als einzige Kraft, die bisher nicht in Korruption verwickelt scheint. Das Kalkül Scharons bezüglich des Abzugs aus dem kostenintensiven Gaza ist jedenfalls aufgegangen: Der Haushalt ist den Klotz am Bein los, der innerisraelische Widerstand blieb symbolisch, die Entschädigung der „Siedler" erfolgte größtenteils durch „Spenden" des Auslands, die Weltöffentlichkeit sieht darüber hinweg, daß im Westjordanland Mauerbau, Siedlungsbau, Enteignungen und Vertreibungen unvermindert weitergehen, und die Palästinenser zerfleischen sich untereinander.

Ewige Ruhe?

Rußland streitet um Beisetzung Lenins

Von M. ROSENTHAL-KAPPI

Der einstige große Führer der Russischen Revolution und vielgeehrte Gründer der Sowjetunion Wladimir Iljitsch Lenin sorgt in Rußland auch über 80 Jahre nach seinem Tod immer mal wieder für Aufregung.

Während es in Königsberg in den vergangenen Monaten wiederholt Streit um den Standort des restaurierten Bronze-Denkmals ging (am bisherigen Standort, wo jetzt die orthodoxe Kathedrale steht, wollen die Stadtarchitekten ihn nicht mehr haben, auf einen anderen Ort konnte man sich nicht einigen), hat in Moskau nach wiederholten Schließungen des Mausoleums zwecks Restaurierung der Leiche eine erneute Diskussion darüber begonnen, ob Lenin nicht endlich – seinem ausdrücklichen Wunsch entsprechend – auf einem Friedhof seine letzte Ruhe finden sollte.

Es kursieren Gerüchte, denen zufolge Putin bereits seine Unterschrift unter einen ukas gesetzt haben soll, das für den russischen Steuerzahler kostspielige Experiment des ewigen Erhalts einer menschlichen Leiche zu beenden. Der Körper Lenins ist in der neueren russischen Geschichte zu einem dramatischen und markanten Sujet geworden.

Boris Jelzin war der erste Präsident, der Lenins Leiche im Jahre 1999 beerdigen lassen wollte. Dies entsprach seiner antikommunistischen Überzeugung und seinem menschlichen Empfinden. Jeden Gedanken daran, ihren „unsterblichen Iljitsch" aus dem Mausoleum zu entfernen, lehnten die Kommunisten damals und lehnen ihn auch heute ab. Letzten Endes setzte Jelzin sich nicht durch. Die ganze Diskussion führte lediglich zu einem politischen Machtspiel mit den Kommunisten, indem Jelzin ihnen damit drohte, Lenin zu beerdigen, falls sie ihm in die Quere kommen sollten.

Dieses Spielchen endete, als Putin Jelzins Nachfolger auf dem Kreml-Thron wurde. Während der ersten fünf Jahre seiner Amtszeit wurde wenig über das Lenin-Mausoleum gesprochen. Putin war mit Wichtigerem beschäftigt.

Das könnte sich jedoch bald ändern. Schon im Oktober sollen Anträge bei der Duma eingegangen sein, die Leiche Lenins aus dem Mausoleum zu entfernen. Über ein Datum für die Beerdigung wurde schon spekuliert, es soll der 24. Januar sein. Er könnte seine letzte Ruhestätte auf dem Wolkowo-Friedhof in St. Petersburg finden.

Seit dem 12. November sammeln Kommunisten auf dem Roten Platz täglich Unterschriften zum Erhalt des Mausoleums. Von nicht wenigen Russen erhalten sie Rückendeckung, vor allem von denen, die einst unter Entbehrungen die Sowjetunion mit aufgebaut hatten.

Wie und ob Putin entscheidet, bleibt eine interessante Frage. Ob Putin aber ernsthaft über eine Beisetzung Lenins beraten hat, wurde offiziell nicht bestätigt.

Im Streit um das vom Bund der Vertriebenen und den Landsmannschaften geplante »Zentrum gegen Vertreibungen« in Berlin ist der polnischen Seite eine neue Variante eingefallen: Der Vizepräsident des polnischen Parlaments, Marek Kotlinowski, überraschte mit der Feststellung, die deutsche Hauptstadt sei »ein guter Ort« für eine Gedenkstätte. Allerdings denkt er dabei nicht an eine Erinnerungsstätte an das Leiden der aus dem Osten vertriebenen Deutschen, sondern ein »Zentrum des polnischen Martyriums«, also eine erneute einseitige Betonung einer polnischen Opferrolle. Es gehe ihm aber »nicht um Revanchismus«, sondern darum, an die »gemeinsame Geschichte« zu erinnern und »den Weg zur deutsch-polnischen Freundschaft« zu weisen, betonte er im »Neuen Deutschland«, jener Zeitung, die auch schon zu Zeiten des Warschauer Paktes eine unangenehme Nähe zu den bei Deutschlands östlichen Nachbarn Regierenden pflegte. Kotlinowski, der auch Vorsitzender der regierungsnahen LPR ist, äußerte sich leider nicht dazu, ob er sich im Gegenzug auch ein »Zentrum des deutschen Martyriums« in Warschau vorstellen könnte. So scheint sich, wie auch nachfolgender Hintergrundbeitrag belegt, an der selektiven Wahrnehmung und Darstellung der Geschichte vorerst nichts zu ändern.

Polen waren nicht nur Opfer

Der polnische Antisemitismus vor wie während des Zweiten Weltkrieges wird meist tabuisiert

Von Hans-Joachim v. Leesen

Für viele Deutsche besteht die Schwierigkeit, mit dem polnischen Nachbarn zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit zu gelangen, in den ständigen Bemühen polnischer Massenmedien wie auch namhafter polnischer Politiker, dem eigenen Volk die Rolle des ständigen Opfers in der Vergangenheit zuzuschreiben, während die Deutschen zu Dauerschuldigen gestempelt werden. Die Absicht ist klar: Man will moralische Überlegenheit gegenüber Deutschland bewahren, die dann bei Bedarf instrumentalisiert wird, wobei es häufig nicht einmal notwendig ist, sie noch einmal den deutschen Verantwortlichen gegenüber deutlich zu wiederholen. Die deutsche Schuld ist im Bewußtsein der deutschen politischen Klasse permanent vorhanden, so daß der geringste Wink von polnischer Seite genügt, um bei den Deutschen den Schuldkomplex zu aktivieren, der sie willfährig auf die polnischen Forderungen eingehen läßt.

Typisches Beispiel für die Reinwaschung Polens von jeder politisch-historischen Verantwortung liefert immer wieder Wladyslaw Bartoszewsky, der zwei polnischen Regierungen als Außenminister diente und als Buchautor und scharfsinniger Intellektueller bei der deutschen politischen Klasse geschätzt wird. Er fand vor einigen Jahren sogar eine halsbrecherische Argumentation, um die Polen selbst von der Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten von Schuld frei zu sprechen. Nach seiner Auffassung sei die Annexion großer Teile Deutschlands „nicht das Ergebnis einer freien Willensäußerung unserer (der polnischen) Gesellschaft“ gewesen, ja, sie sei nicht einmal „zur ungetrübten Freude für die Polen“ geschehen. Die Polen hätten viel lieber die 1920 (mit militärischer Gewalt eroberten) östlichen Gebiete (die allerdings überwiegend mit Ukrainern beziehungsweise Weißrussen besiedelt waren, was Bartoszewsky allerdings nicht erwähnte) behalten. Auch in der Rolle der Vertreiber der Deutschen seien die Polen eher Opfer des Zweiten Weltkrieges als Sieger gewesen. Verursacht hätten das Ganze Hitler und die Deutschen, in zweiter Linie aber, und er nennt sie namentlich, „Churchill, Attlee, Roosevelt und Truman“, die „kein besseres Rezept als den Bevölkerungstransfer“ gesehen hätten, um funktionsfähige Staaten zu schaffen. Und seine Biedermann-Rede schlägt ins Zynische um, wenn er die Meinung vertritt, die deutschen Vertriebenen hätten „nicht die schlechteste Karte gezogen“, denn „ihre Kinder und Enkel wurden geboren und wuchsen auf als freie Bürger Westdeutschlands und Europas“, wobei man versucht ist hinzuzusetzen: soweit sie den „Bevölkerungstransfer“ überlebt hatten.

Jüdische Studenten wurden schon 1937 diskrimminiert

Es verschlägt einem den Atem angesichts solcher ebenso heuchlerischer wie verlogener Argumentation. Aber die polnische Propaganda hat bis jetzt ihre politischen Ziele erreicht. Die Deutschen fühlen sich als die Schuldigen und sehen die Polen als nichts anderes denn als Opfer.

So bedeutete es denn für beide Seiten, die solchen Legenden folgten, einen harten Schlag, als viele Jahrzehnte nach Kriegsende bekannt wurde, daß im östlichen Polen während des Zweiten Weltkrieges Polen viele hundert Juden umgebracht haben, und das aus keinem anderen Grund als dem, daß sie Juden waren. Und heute noch gibt es polnische Versuche, die unumstößlichen Tatsachen dadurch zu bemänteln, daß die antisemitischen polnischen Ausschreitungen durch Deutsche animiert worden seien.



In der Informationsstelle der Hebrew Immigrant Aid Society in Warschau 1921: Bis 1938 wurden weit über eine halbe Milliom Juden zur Auswanderung gedrängt. Foto: Ullstein

Dabei war der polnische Antisemitismus längst vor 1939 virulent. Juden, die in Polen wie auch etwa in der Sowjetunion nicht als Religionsgemeinschaft, sondern als nationale Volksgruppe angesehen wurden, machten bei der ersten Volkszählung des wiederbegründeten Polens 1921 fast acht Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Das heißt es lebten 2,1 bis 2,8 Millionen Juden innerhalb der polnischen Grenzen. Das waren mehr als doppelt so viele wie die Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Polen. Auch sie waren in den Augen vieler Polen Fremdkörper, die das einheitliche nationale Bild eines polnischen Polens störten. Von den Juden wurden bis 1938 weit über eine halbe Million zur Auswanderung gedrängt.

Ein bezeichnendes Licht auf die antisemitische öffentliche Meinung wirft ein Bericht der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika in Warschau an den US-Außenminister vom 7. Oktober 1937. Der Botschafter zitiert darin Berichte aus polnischen Zeitungen als Belege für seine Beobachtungen. Danach wurden in polnischen Universitäten und Gymnasien Regelungen eingeführt, wonach jüdische Studenten in Hörsälen und Klassenräumen von ihren polnischen Kommilitonen getrennt sitzen mußten. Polnische Studenten hatten sich geweigert, mit jüdischen Kommilitonen gemeinsam auf einer Bank zu sitzen. „Es heißt, daß jüdische Studenten während aller Veranstaltungen in den Lehrsälen standen, und dies während der letzten zwei Jahre. Zahlreiche jüngere deutsche Studenten saßen während ihrer ganzen Universitätszeit nicht.“ Der Beobachter zitiert „führende jüdische Kreise in Polen“, die davon überzeugt sind, daß dieses antisemitische System in Polen bald auf andere Gebiete ausgedehnt wird, so etwa auf öffentliche Verkehrsmittel, Theater, in denen jüdische Zuschauer separiert von christlichen Platz nehmen müßten. Sie drückten ihre Überzeugung aus, daß diese Regelungen, die aufgrund einer Absprache der Rektoren an den polnischen Universitäten und Gymnasien verfügt wurden, die Billigung der Regierung hätten. (Quelle: „Warszawski Dziennik Narodowy“ vom 6. Oktober 1937)

Solche Fakten passen nicht in das Bild engelreiner Unschuld. Ebenso wirklichkeitsfern ist die Legende, die Polen hätten während der deutschen Besatzung einhellig Widerstand geleistet. Daß dem ganz anders war, kann man in Klaus-Peter Friedrichs Beitrag in dem in der Reihe „Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus“ in Hamburg erschienenen Buch „Kooperation und Verbrechen – Formen der ‚Kollaboration‘ im östlichen Europa 1939–1945“ nachlesen, der über Zusammenarbeit und Mittäterschaft in Polen berichtet. Sehr bald nach der polnischen Niederlage gegenüber den Armeen des Deutschen Reiches und der Sowjetunion 1939 boten polnische Kreise dem Reich eine Zusammenarbeit an. Den Ursprung hatten solche Absichten in der Bedrohung, die die Polen in der Sowjetunion witterten. Die deutsche Seite zögerte, obgleich bei ihr in den ersten Monaten nach dem deutsch-polnischen Krieg Pläne erörtert wurden, einen unabhängigen polnischen Reststaat zu schaffen, Pläne, die aber ad acta gelegt wurden, als Polen zum Aufmarschgebiet der Wehrmacht für einen bevorstehenden Krieg gegen die UdSSR wurde. So lehnte Deutschland auch die von dem ehemaligen polnischen Ministerpräsidenten Professor Leon Kozlowski vorgelegten Pläne für eine deutsch-polnische Zusammenarbeit ab, die gegen die Sowjetunion gerichtet war. Die Bereitschaft, mit dem Deutschen Reich zusammenzuarbeiten, stieg, nachdem Polen Erfahrungen mit der sowjetischen Besatzung der ostpolnischen Gebiete gemacht hatten. Nun, da man erkannt hatte, wie Großbritannien trotz seiner Garantie für den polnischen Staat keinen Finger für Polen rührte, sah man die Rettung nur noch in einer Kooperation mit den Deutschen, denn die sowjetische Polen-Politik war eindeutig auf Vernichtung der polnischen Bevölkerung ausgerichtet. Weit über eine Million Polen aus den von ihnen besetzten Gebieten deportierten die Sowjets nach Zentralasien und Sibirien.

Das restpolnische Gebiet erhielt den Status eines Generalgouvernements, das von einem deutschen Generalgouverneur beherrscht wurde. Der aber mußte sich auf einheimische Kräfte stützten, um Verwaltung, Wirtschaft, Verkehr und ähnliches zu organisieren. Autor Friedrich stellt fest, daß alle polnischen Kreise mit den deutschen Behörden zusammenarbeiteten. Daran änderte auch die im Laufe des Krieges im Geheimen sich entwickelnde „Polnische Heimatarmee“ nichts, die zunächst, gelenkt aus London von der polnischen Exilregierung, einen scharf antideutschen Kurs steuerte. Gerichte des polnischen Untergrundes verurteilten wegen ihrer intensiven Zusammenarbeit mit den Deutschen 10 000 bis 12 000 Polen. Nach heutigen Schätzungen waren bis Mitte 1943 zirka 206 000 polnische Verwaltungsangestellte und Beamte in den Kreisen des Generalgouvernements unter deutscher Leitung tätig. Die Gemeinden wurden von polnischen Bürgermeistern geleitet, die von der deutschen Seite ernannt wurden. Es gab eine polnische Polizei, die durchaus funktionierte. Die polnische Agrargenossenschaft „Spolem“ kaufte Agrarprodukte auf und verkaufte sie an die Deutschen. Überall im Generalgouvernement gab es polnische Genossenschaften, die mit der „Spolem“ gut zusammenarbeiteten. Mit Unterstützung der deutschen Verwaltung und der katholischen polnischen Kirche wurde der „Hauptfürsorgerat“ (RGO) gegründet, der Spenden und Hilfslieferungen aus dem Ausland an notleidende Polen verteilte. Er wurde gebildet aus Konservativen, Adeligen, Angehörigen des polnischen Großbürgertums sowie vormaligen Funktionsträgern des inzwischen nicht mehr existenten polnischen Staates. Der Vorsitzende war Graf Adam Feliks Ronikier, ein glühender polnischer Patriot, der bereit war, mitzuwirken an einer deutsch-freundlichen polnischen Regierung. Im Frühjahr 1943 schlug die RGO den deutschen Stellen vor, eine polnische Bürgerwehr zu gründen, was aber deutscherseits abgelehnt wurde. Immer wieder bemühte sich Graf Ronikier, die Deutschen zu einer Änderung ihrer antipolnischen Politik zu bewegen, dabei bekämpft vom polnischen Widerstand im Untergrund, der solche Bemühungen für sinnlos hielt, aber auch abgelehnt von der in ideologischer Blindheit befangenen deutschen Seite. Ziel war eine deutsch-polnische Politik, die gegen den Bolschewismus gerichtet war. Mit Protesten wandte er sich bei deutschen Behörden gegen die Verfolgung, ja, Erschießungen von Polen durch die deutschen Behörden, bis der deutsche Generalgouverneur den Grafen als Vorsitzenden der RGO absetzte. 1945 floh er zusammen mit den Deutschen in den Westen.

Die polnische Bevölkerung war in ihrer großen Mehrheit uninteressiert am Schicksal der noch in Polen lebenden Juden, die von der deutschen Besatzungsmacht systematisch verfolgt wurden. Sie sahen sogar in der Judenverfolgung eine Fortsetzung der polnischen Ablehnung der Juden vor dem September 1939, gab es doch schon damals Bestrebungen, den jüdischen Einfluß auf die polnische Wirtschaft, der als zu hoch angesehen wurde, zurückzudrängen. Um aus dem Vielvölkerstaat Polen einen Nationalstaat zu machen, bemühten sich staatliche wie private Organisationen, die Juden aus dem Lande zu drängen. Während der Besatzungszeit gab es immer wieder der Zwischenfälle. Bewaffnete Gruppen, von denen einige bis zu 500 Personen stark waren, überfielen jüdische Geschäfte. Auch in Polen war zwischen den Kriegen die Parole von dem „jüdischen Kommunismus“ im Schwange, den es zu bekämpfen gelte. Auch die polnische katholische Kirche, so der Autor Friedrich, scheint sich am Schicksal der verfolgten Juden uninteressiert gezeigt zu haben. Allgemein wurden die Juden ebenso wie die Ukrainer, Weißrussen, Deutschen und die anderen nationalen Minderheiten in Polen als „Fremde im polnischen Haus“, angesehen, derer man sich entledigen sollte, um ein polnisches Polen entstehen zu lassen. Diese These war bekanntlich auch das Argument für Winston Churchill, der Vertreibung der Deutschen aus Polen am Ende des Zweiten Weltkrieges zuzustimmen.

Friedrich zitiert aus polnischen Aufzeichnungen, daß Teile der polnischen Bevölkerung jüdische Wohnungen ausplünderten, nachdem deren Bewohner von der deutschen Besatzungsmacht herausgeholt worden waren, um deportiert und schließlich getötet zu werden. „Die Stimmung unter der einfachen Bevölkerung“, so das Zitat, „... sei vom Antisemitismus und von Haß ‚infiziert‘ gewesen: ‚Diese Menschen sagten, daß es gut sei, daß die Deutschen den Juden das Arbeiten beibringen, daß sie Ordnung machen‘, und sie beschuldigen die Vorkriegsregierungen, weil sie ‚den Juden zuviel erlaubt hatten‘.“

Friedrich stellt fest, daß es eine polnisch-deutsche Zusammenarbeit gegen gemeinsame Gegner – Kommunisten und Juden – gab.

Anfang 1944 gab es eine praktische Zusammenarbeit zwischen polnischen Untergrundverbänden und der deutschen Wehrmacht beziehungsweise der Sicherheitspolizei. Die national gesinnten Polen erkannten, daß ein Sieg der Sowjetunion für Polen eine Katastrophe bedeuten würde. Lokale Führer der polnischen im Untergrund tätigen Heimatarmee und deutsche Stellen nahmen Verhandlungen auf über eine mögliche Zusammenarbeit im Kampf gegen die Sowjets (vgl. OB-Folge vom 1. Juli 2000). Solche Bemühungen wurden der Heimatarmee von der polnischen Exilregierung in London verboten, nachdem es zu teilweise umfangreichen bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen national-polnischen und kommunistischen Partisanenverbänden gekommen war, wobei die polnische Heimatarmee nicht selten von der deutschen Seite mit Waffen ausgerüstet worden war.

Der Nationalstaat Polen konnte keine Juden gebrauchen

Wenn die aus taktischen Gründen von der polnischen Führung bisher der Öffentlichkeit sorgsam ferngehaltenen historischen Tatsachen einmal offenkundig werden, dann stellt sich heraus, daß die polnische Seite keinen Grund hat, sich gegenüber ihren deutschen Nachbarn moralisch zu erheben. „Ein jeder kehre vor seiner Tür, und rein ist jedes Stadtquartier.“ Die Deutschen kehren seit 60 Jahren vor ihrer Tür. Jetzt ist die andere Seite dran.

»Moment mal!«

Der Tod kommt über Afrika

Von Klaus Rainer Röhl

Sehr geehrte Frau Ministerin! Ich mache mir Sorgen. Wie wir durch die Presse erfuhren, sind 20 Prozent der im letzten Jahr neuinfizierten Aidskranken Einwanderer. Ich sehe hier eine große Gesundheitsgefahr für die Zukunft. Da Sie geschworen haben, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden, möchte ich wissen, wie Sie das bei dieser Krankheit tun wollen. Ich weiß von meinen vielen Reisen nach Afrika, daß dort 80 Prozent des Einkommens für die gesundheitliche Behandlung ausgegeben werden müssen. Bei uns sind es zehn Prozent. Das könnte sich aber sehr schnell ändern, wenn wir der Zuwanderung von Infizierten in unser Gesundheitssystem keinen Riegel vorschieben. Sie wissen selbst, wie hoch die Kosten für die (aussichtslose) Behandlung dieser Krankheit sind. Bitte nehmen Sie sich der Bekämpfung dieser Gefahr an, bevor es zu spät ist."

Die Hausfrau aus Hessen, die uns diesen Brief vom 22. Dezember letzten Jahres an die Gesundheitsministerin Ulla Schmidt in Berlin zur Verfügung stellte, glaubt an direkte Demokratie. An die Mitwirkung des einzelnen bei der Willensbildung, an den Kontakt zwischen Bürger und Minister. Sie hatte selber im Fernsehen gesehen, wie diesmal fast alle Minister der großen Koalition ihren Eid in der religiösen Form ablegten, auch Ulla Schmidt. Den Eid, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden. So wahr mir Gott helfe.

Das Gesundheitsministerium tritt ja häufig und gerne öffentlichkeitswirksam in Aktion, wenn dem deutschen Volk Schaden droht. Durch falsch etikettiertes Schweinefleisch oder manipulierte Gene im Futtertrog der Kühe, Farbstoffe im Lolli und Konservierungsstoffe im Joghurt.

Sprach man in früheren Zeiten schon mal schnell und leichtfertig von einer drohenden Epidemie, so hatte im vergangenen Jahr jemand das Wort „Pandemie“ in die Debatte geworfen. Seitdem wird es schon fast inflationär oft verwendet. Pandemie, das ist nun keine gewöhnliche Epidemie, sondern das ist eine weltweite Krankheit, gegen die es kein Heilmittel gibt, weil die sie verursachenden Viren sich jeder Medizin rasch anpassen. Da hilft keine Isolierung, da die Viren sich infolge des weltweit freien Reiseverkehrs überall hin ausbreiten, notfalls auch über Hunderttausende von Zugvögeln, über Flüsse und Luftströme. Aus Angst vor einer drohenden „Pandemie“ werden ganze Fußballfelder voller Enten und Gänse „gekeult“, Hühnerfarmen ausgeräuchert und die Putenproduktion eines ganzen Landes, wie in Thailand, vernichtet. Grenzen werden dichtgemacht und Großalarm für alle Untersuchungslabors ausgelöst.

Gegen Aids verblaßt die Vogelgrippe

Es gibt aber bereits eine Pandemie auf der Welt. Eine unheilbare, sich unablässig ausbreitende Seuche, und das ist Aids. Eine immer tödlich verlaufende Krankheit, für die es noch kein Heilmittel gibt. Trotz aufwendiger Forschung. Man hat inzwischen nur gelernt, den Eintritt des Todes bei Infizierten mit einer sehr aufwendigen und kostspieligen Therapie um viele Jahre hinauszuzögern. Ein 20jähriger, der infiziert ist und bei dem die Krankheit ausbricht, kann immerhin hoffen, 35 oder gar 40 Jahre alt zu werden. Doch schon diese Aussicht hat bei den gefährdeten Risiko-Gruppen in Europa zu weitgehender Lässigkeit bei der Verhütung von HIV-Infektionen geführt und die Aidsrate in Deutschland wieder ansteigen lassen. Um 30 Prozent im Jahr 2005.

In allen übrigen Teilen der Welt, auch im bis 1990 weitgehend verschonten Ostblock, steigt die Zahl der Neuinfizierten sprunghaft an. Im einst kommunistischen Osten sind 1,5 Millionen Menschen mit dem HI-Virus infiziert. Auf der ganzen Welt waren es am Ende des letzten Jahres 40,3 Millionen Menschen. 40 Millionen zum Tode Verurteilte. Nach Angaben von UN-Aids vom 30. November starben im letzten Jahr 3,1 Millionen Menschen an den Folgen der Immunschwäche-Krankheit, an Tuberkulose, Lungenentzündung und anderen Infektionen. Mehr als 15 Millionen Kinder verloren Vater, Mutter oder beide Elternteile, vor allem in Afrika.

In Afrika, besonders in den südlich der Sahara liegenden Ländern verbreitet sich die tödliche Seuche mit der Geschwindigkeit einer Naturkatastrophe. Seltsamerweise weniger in den ärmsten und von Dürre, Hunger und Armut bedrohten Ländern, sondern vor allem im wirtschaftlich hochentwickelten und rohstoffreichen Südafrika. Dessen Präsident, der weltweit als Staatsmann und Vermittler in afrikanischen Konflikten geschätzte Thabo Mbeki, der sich eines anhaltenden Wirtschaftswachstums und eines ausgeglichenen Haushalts seines Landes rühmen kann, schafft es nicht, die dort sich verheerend ausbreitende Seuche in den Griff zu kriegen. Hinweise auf die hemmungslose Promiskuität seiner Landsleute, vor allem der Jugendlichen, verbunden mit einer abenteuerlichen Sorglosigkeit im Umgang mit der Sexualität, weist Mbeki gegenüber der Weltgesundheitsorganisation zurück, als eine Beleidigung und geradezu eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Afrikas. Offenkundig verschweigt die Regierung die wahre Anzahl der Todesfälle durch HIV, indem sie andere Todesursachen wie Tuberkulose auf die Todesscheine schreiben läßt oder es von den örtlichen Behörden zur Verschleierung der Aidserkrankung so gehandhabt wird. Währenddessen sterben ganze Landstriche Südafrikas, trotz großangelegter Aufklärungskampagnen und tonnenweise verteilter kostenloser Kondome, langsam dahin. Es gibt Dörfer, in denen oft nur noch Großmütter und kleine Kinder am Leben sind, die dann durch staatliche Hilfsprogramme unterstützt werden müssen. Doch selbst die Kinder sind gefährdet, weil einige der in Afrika immer noch einflußreichen Medizinmänner verkünden, daß die Krankheit nur durch den Beischlaf mit einer Jungfrau geheilt werden könne. Ein tief ins Mittelalter zurückreichender magischer Wunderglaube. Da die afrikanischen Mädchen sehr früh Beziehungen zum anderen Geschlecht aufnehmen, kommt es nun dazu, daß auch schon achtjährige Mädchen vergewaltigt und angesteckt werden. Ganze Schulklassen sind ohnehin schon seit ihrer Geburt HIV-positiv. Wann die Krankheit ausbricht, wissen sie nicht und auch nicht, was es für sie bedeutet. So ist jeder fünfte Erwachsene in Südafrika zwischen 15 und 49 Jahren inzwischen HIV-positiv. Südafrika, mit 2,4 Millionen Aids-Toten – von 3,1 Millionen der ganzen Welt) ist heute ein extremes Beispiel, aber vielleicht schon eine Vorschau auf die Zukunft der übrigen Welt, besonders in Afrika, Asien und dem ehemaligen Ostblock. Eine Welt, aus der die meisten arbeitsuchenden sogenannten Asylbewerber nach Deutschland strömen. HIV-positiv.

Ganz beiläufig und etwas kleinlaut wurde auf dem Welt-Aids-Tag 2005 von Vertretern der Organisation „Gib Aids keine Chance“ zugegeben, daß die Einwanderung von HIV-Infizierten erschreckend zugenommen hat: „Von den Neuinfektionen mit HIV entfallen heute etwa 20 Prozent auf Menschen aus Ländern, in denen das Virus stark verbreitet ist, obwohl ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung einen geringeren Prozentsatz ausmacht. Auch bei den Neuerkrankungen von Aids entfällt eine größere Anzahl auf Menschen nicht deutscher Herkunft, als es ihrem Anteil an der Bevölkerung entspräche.“

Das waren klare Worte, die unsere Leserin aus Hessen zu der Anfrage bei Ulla Schmidt veranlaßten. Die Antwort des Ministeriums ließ gar nicht so lange auf sich warten, wie befürchtet. Bereits am 3. Januar antwortete ein Referent im Auftrage der Ministerin (Auszug): „Ihre kritischen Ausführungen habe ich zur Kenntnis genommen. Auch die Bundesregierung hält den Anstieg der Neuinfektionen für besorgniserregend ... Weiter ist zu bemerken, daß die Einreise Aids-Infizierter keinen generellen Beschränkungen unterworfen ist. Das Infektionsschutzgesetz (IfSG) enthält keine Bestimmungen, aufgrund derer Personengruppen bei Eintritt in das Bundesgebiet beziehungsweise bei Eintritt in die EU auf HIV-Infektionen oder Aids-Erkrankung getestet werden ... Unter ausländer- und visumrechtlichen Gesichtspunkten ergeben sich zwar behördliche Ansatzpunkte für eine Prüfung beziehungsweise Berücksichtigung des Gesundheitszustandes einreisebegehrender Ausländer ... Grenzpolizeiliche Maßnahmen, wie zum Beispiel Zurückweisungen, die allein mit einer HIV-Infektion oder einer Aids-Erkrankung begründet werden, sind in Deutschland weder Praxis noch vorgesehen. Auch aus dem Asylverfahrensgesetz ergibt sich die Möglichkeit einer Gesundheitsuntersuchung. Systematische Untersuchungen auf HIV/Aids finden nach hiesigem Erkenntnisstand aber auf der Grundlage dieser Vorschriften nicht statt.

HIV-Infizierte Afrikaner wandern nach Europa ein

Die Bundesregierung hat mit ihrer am 13. Juli 2005 beschlossenen HIV/Aids-Bekämpfungsstrategie eine Initiative für mehr Zusammenarbeit in Deutschland, in Europa und weltweit ergriffen. Aufklärung und Prävention, Solidarität, Antidiskriminierung und Unterstützung von Forschung sind die Hauptfelder dieses Engagements. Diese Anstrengungen werden auf hohem Niveau fortgeführt.“

Wie beruhigend. Doch was ist mit dem, so wahr mir Gott helfe, abgeleisteten Eid, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden? In Deutschland haben sich seit Beginn der Epidemie 75 000 Menschen mit dem Virus angesteckt. 26 000 von ihnen sind bereits gestorben. 20 Prozent der 2005 in Deutschland als neuinfiziert Gemeldeten sind wegen des Fehlens systematischer Untersuchungen bei der Einreise zusätzlich nach Deutschland gelangt. Eine grundsätzliche Meldepflicht für Aids wurde von Rot-Grün verhindert. Das war falsch. Wieviel Falsches der alten Regierung soll in der großen Koalition weiter falsch gemacht werden? Soll Deutschland nun nicht nur die Sozialhilfe für die halbe Welt zahlen, sondern auch noch die Aidsklinik für Osteuropa und Afrika werden? Irgend etwas stimmt da nicht. Schon rein rechnerisch nicht. Da muß sich etwas ändern. Auf hohem Niveau. Angela Merkel, übernehmen Sie!

Humorvoll und auch rustikal

Die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe zeigt ausgewählte Werke des flämischen Genremalers David Teniers d. J.

Dahier pin ich in des Bischofs hauß logiert", schrieb Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich über einen Besuch bei dem Bischof von Gent, Antoon Triest, an seinen Bruder Kaiser Ferdinand III. am 8. November 1647. „Ist iberauß schen mebliert von gemaln, aber als moderni ma certo excellenti. Unter andern hatt er von einem maler unterschidliche, der haist Tainirs, die seint iberaus schen ... Wan Eure kaiserliche Majestät einmal etwas darvon sehen wirden, waiß ich woll, es wirt derselben gefallen." Der Erzherzog war schließlich so begeistert von den Werken des Malers, daß er nicht nur Bilder erwarb, sondern auch den Künstler in seine Dienste nahm.

Schon Erzherzog Leopold Wilhelm war begeistert



David Teniers d. J.: Dorffest (Öl, 1648, Ausschnitt)

Foto: Museum

Es muß heutzutage kein blaues Blut durch die Adern fließen, will man sich an den Werken des Flamen David Teniers des Jüngeren (1610–1690) erfreuen. In der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe wird derzeit ein eindrucksvoller Einblick in das Schaffen dieses Malers gewährt.

Die bedeutende und über die Landesgrenzen hinaus bekannte Sammlung niederländischer Gemälde des 17. Jahrhunderts in Karlsruhe geht auf die Sammeltätigkeit mehrerer Mitglieder der markgräflichen Familien Baden-Baden und Baden-Durlach zurück.

Die im 20. Jahrhundert betriebene Vergrößerung und Pflege dieses Gemäldebestands führte dazu, daß der flämische Genremaler David Teniers d. J. heute mit neun eigenhändigen Werken und mit ebenso vielen Bildern aus seinem Umkreis sowie seiner noch im ganzen 18. Jahrhundert andauernden Nachfolge in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe so zahlreich wie kein anderer Flame oder Holländer seines Jahrhunderts vertreten ist.

David Teniers d. J. zählt neben Peter Paul Rubens (1577–1640), Anthonis van Dyck (1599–1641) und Jacob Jordaens (1593–1678) zu den bedeutendsten flämischen Meistern des 17. Jahrhunderts. Berühmt und zu einem der meistgefragten Genremaler der südlichen Niederlande wurde er mit seinen rustikalen und humorvollen Schilderungen von Alltag und Vergnügen in Flandern.

Unter der Schirmherrschaft von Ministerpräsident Günther H. Oettinger und dem Ministerpräsidenten der Flämischen Gemeinschaft Yves Leterme zeigt die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe in ihrer Sonderausstellung des Landes Baden-Württemberg bis zum 19. Februar erstmals in Deutschland einen weitgespannten Überblick über das vielfältige Œuvre dieses Künstlers. Zu sehen sind rund 90 Gemälde und 20 Zeichnungen von Teniers und einigen seiner berühmten Vorläufer und Zeitgenossen – darunter Adriaen Brouwer (1605/06–1638), Pieter Brueghel d. J. (1564–1638) und Jan Brueghel d. Ä. (1568–1625). Außerdem umfaßt die insgesamt 140 Exponate umfassende Ausstellung knapp 30 Reproduktionsgraphiken nach Gemälden und drei Teppiche, die nach Motiven von Teniers entstanden.

Teniers wurde 1610 in Antwerpen geboren. Er ging zunächst bei seinem Vater, David Teniers d. Ä., in die Lehre, bevor er 1632 / 33 als Meister in die St.-Lukas-Gilde aufgenommen wurde. Im Jahr 1637 heiratete er Anna Brueghel, die Tochter des 1625 verstorbenen Malers Jan Brueghel d. Ä. und Mündel von Peter Paul Rubens. Durch diese Verbindung stieg Teniers, der vor allem für die Darstellung des bäuerlichen Milieus bekannt wurde, in höchste gesellschaftliche Kreise auf: Als Hofmaler im Dienst des spanischen Statthalters der südlichen Niederlande, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, zog er 1651 von Antwerpen nach Brüssel, wo er die einflußreiche Position des Verwalters der umfangreichen erzherzoglichen Sammlung übernahm.

Mit seinen rustikalen Schilderungen wurde er bald zu einem der meistgefragten Genremaler der südlichen Niederlande

Zu seinen bahnbrechenden Leistungen gehört, daß er mit dem „Theatrum pictorium" den ersten bebilderten Katalog einer Gemäldesammlung, nämlich der des Erzherzogs, realisierte. Außerdem geht die Gründung der Akademie der Schönen Künste in Antwerpen im Jahr 1664 wesentlich auf seine Initiative und nicht zuletzt auf seine Verbindung zum Hof zurück.

Die Ausstellung in Karlsruhe veranschaulicht mit Hauptwerken die Entwicklung David Teniers d. J. und den Detailreichtum seines Schaffens. Das Frühwerk entsteht sichtlich noch unter dem Einfluß der stärker moralisierenden niederländischen Genremalerei.

Teniers malt dunkeltonige, von Leben erfüllte Stuben, Scheunen und Gasthäuser, von ausgelassenen Bauern bevölkert, deren derbe Manieren der Lächerlichkeit preisgegeben werden und deren Maßlosigkeit als warnendes Beispiel dient. Außerdem setzt er schmerzvolle Begegnungen mit Quacksalbern und Zahnbrechern oder die unbehagliche Atmosphäre einer Hexenküche ins Bild.

Zunehmend wird sein Blick auf seine Zeitgenossen jedoch freundlicher und entspannter, Stimmung und Palette hellen sich auf, alles dient mehr der Erheiterung und Erbauung als der Ermahnung.

Teniers schildert die Bauern beim Bogenschießen und Kegelspiel oder emsig bei der Arbeit auf dem Feld und in der Scheune, beim Holzfällen, Strohschneiden und Fischen. Die Frauen zeigt er bei der Wäschebleiche, am Brunnen oder in der Küche hantierend. Obschon David Teniers für seine bäuerlichen Genrebilder besonders hoch geschätzt wurde, bilden auch belebte Landschaften, Jahreszeiten-Bilder und pastorale Idyllen einen wichtigen Bestandteil seines Gesamtwerks.

Zuweilen zeigt der Maler daneben elegante Gesellschaften beim Lustwandeln auf ihren Landsitzen. Breiten Raum in seinem Œuvre nimmt die Darstellung der ausgelassenen Dorffeste und Zechgelage ein. Fröhlich tanzend, beim Spiel, rauchend und trinkend sind die Menschen in Wirtsstuben oder unter freiem Himmel gesellig beisammen.

Ausgelassene Feste nehmen einen breiten Raum ein

Es entstehen stimmungsvolle Bilder eines flämischen „Arkadien". Ein Paradebeispiel für die beschauliche Heiterkeit, mit der er dieses Landleben ins Bild setzt, ist das große „Dorffest" von 1648 in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe.

Dem Karlsruher Museum ist es erneut gelungen, Spitzenwerke aus zahlreichen deutschen und internationalen, aus privaten und auch aus öffentlichen Sammlungen für diese Ausstellung zusammenzutragen.

Die Ausstellung verspricht durchaus aufregende Entdekkungen sowohl für Kunstfreunde als auch für Kenner, denn viele der ausgestellten Gemälde wurden bisher noch nie öffentlich gezeigt. *skk / os*

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Hans-Thoma-Straße 2–6, www.teniers.de, Öffnungszeiten: Täglich, außer Montag, von 10 bis 18 Uhr, Eintritt: 8 / 6 Euro, Katalog: Kehrer Verlag, Heidelberg, 400 Seiten, 90 Farbabbildungen, 28 Euro, bis 19. Februar.

Nolde entfachte »Farbensturm«

Kunsthalle Biefeld präsentiert Selbstporträts und Künstlerbildnisse

Die Kunsthalle Bielefeld nimmt den 100. Jahrestag der „Brücke"-Gründung zum Anlaß, die Akteure mit weit über 100 Werken selbst „ins Bild zu setzen".

Unter dem Titel „Kirchner und die Brücke: Selbstbildnisse – Künstlerbildnisse" soll der Blick der Künstler auf sich selbst und die Freunde im Zentrum der Ausstellung stehen, mit der die Kunsthalle die langjährige Reihe ihrer Themenausstellungen zu spezifischen Aspekten des deutschen Expressionismus fortsetzt (bis 26. Februar). Nach den Präsentationen zum „Bildnis des Expressionismus" 1993, das die Besonderheit des Selbstbildnisses noch ausklammerte, den „Badenden" im Jahre 2001, der Darstellung des Aktes in der freien Natur und den Werken des Blauen Reiters 2003, werden jetzt zum ersten Mal Selbstbildnisse der Brücke-Künstler und Bildnisse, die sie voneinander schufen, in einer konzentrierten Auswahl im Zusammenhang vorgestellt.

Hochkarätiges aus internationalen Sammlungen

Mit dem Porträt des jungen Karl Schmidt-Rottluff in glühenden Farben entfachte Emil Nolde 1906 den „Farbensturm", der den jüngeren Künstlern zum Vorbild wird. Es beginnt ein Reigen von Selbstporträts und Porträts der Freunde in unterschiedlichen Techniken, Posen und Darstellungsweisen, der die stilistische Entwicklung der Brücke-Kunst reflektiert.

Im Wege ihrer Selbstbildnisse und der Bildnisse ihrer Künstlerfreunde verfolgt die Ausstellung mit hochkarätigen Leihgaben aus deutschen und internationalen Sammlungen den Lebensweg der Künstler zugleich vielfältig über die „Brücke"-Zeit hinaus. Der quantitativ größte Werkkomplex an Selbst- und Freundesbildnissen stammt von Ernst Ludwig Kirchner. In einer Vielzahl von oft skizzenhaft hingeworfenen Zeichnungen, Druckgraphiken und monumentalen Gemälden formuliert der Künstler sein Selbstbild immer wieder neu und spürt lebenslang seinen Befindlichkeiten nach. *pm*

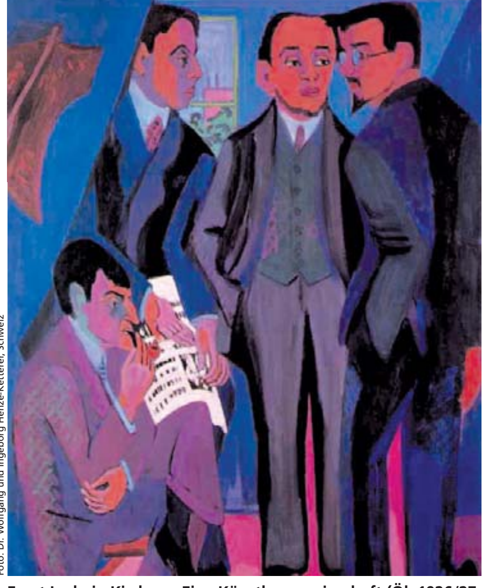


Foto: Dr. Wolfgang und Ingeborg Henze-Ketterer, Schweiz

Ernst Ludwig Kirchner: Eine Künstlergemeinschaft (Öl, 1926/27, Ausschnitt)

Gebaute Welt

Neues Buch: Deutsche Architektur seit 1900

Die gebaute Welt, in der wir leben, die uns tagtäglich begegnet, mag uns in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen manchmal Rätsel aufgeben: Warum hat der Architekt das Haus oder den Wohnblock ausgerechnet so gebaut? Was wollte er mit den verwinkelten Balkons erreichen? Hatten die Scheingiebel, die Ecktürmchen einst eine besondere Bedeutung?

Der Architekturhistoriker Wolfgang Pehnt, der Baugeschichte an der Bochumer Ruhruniversität lehrt, ist in seinem neuen Buch **Deutsche Architektur seit 1900** (Deutsche Verlagsanstalt, München, 592 Seiten, etwa 850 Abb., gebunden, 49,90 Euro) den Fragen nachgegangen, welche Vorstellungen und Leistungen Architekten und Planer entwickelt haben, wo sie gescheitert sind und wo sie Erfolg hatten, welche Kräfte sie behindert oder gefördert haben, was auf dem langen Weg zum heutigen Zustand an Können, Qualitäten und Ideen verlorengegangen ist. Entstanden ist ein überaus lesenswertes Buch, das auch für Laien durchaus interessant ist, weiß doch Pehnt spannend zu erzählen und zugleich sein fundiertes Wissen um die historische Entwicklung und den aktuellen Stand der Baukultur in Deutschland zu vermitteln.

Der Blick auf mehr als 100 Jahre Baukultur bedeutet auch ein Blick auf einen Zeitraum deutscher Geschichte, der sehr bewegt war. Das Kaiserreich, die Weimarer Republik, die Diktatur der Nationalsozialisten sowie die der Kommunisten in der DDR und schließlich die Demokratie in der Bundesrepublik, nicht zu vergessen zwei verheerende Weltkriege – sie alle prägten die Baukultur in Deutschland. Pehnt nennt die Namen der Großen wie Max und Bruno Taut oder Erich Mendelsohn, Hans Scharoun und Peter Behrens, er richtet aber auch sein Augenmerk kritisch auf das Geschehen am Rande und zeichnet sowohl die Zusammenhänge wie auch die Konflikte auf, die zwischen Baukultur und Baupolitik entstehen. Wichtig aber ist ihm vor allem der Mensch, denn Architektur sei schließlich „die Kunst, das Leben der Menschen sinnvoll zu organisieren", und dazu gehöre auch, daß der Mensch sich wohl fühlt und glücklich ist. *SiS*

Jede Armee der Welt wäre stolz auf so viel Mut

Betr.: „Des Kaisers Begleiter fand sein Ende in Afrika“ (Nr. 49)

Sie schreiben über die „Lebens“-Geschichte des leichten Kreuzers „Königsberg“ vor und im Ersten Weltkrieg und seinem Ende im Rufidji-Delta in Deutsch-Ostafrika. Damit ist allerdings die Geschichte der Besatzung und des Schiffes noch nicht zu Ende, die der Nachwelt erhalten werden sollte: Nach erfolgreichem Kaperkrieg mußte sich die „Königsberg“ ins Rufidji-Delta zurückziehen und wurde dort von den überlegenen britischen Seestreitkräften und vor allem von Monitoren unter Flugzeugbeobachtung zusammengeschossen und von der Besatzung gesprengt.

Das Landungskorps war bereits vorher von Bord gegangen. Die Restbesatzung, die einige Verluste hatte, wurde in die Schutztruppe unter General v. Lettow-Vorbeck übernommen und machte den Feldzug in Deutsch-Ostafrika mit, Vor allen Dingen wurden die 10,5 cm-Geschütze der „Königsberg“ abmontiert und bildeten die „schwere Artillerie“ der Schutztruppe, die damit den britischen Streitkräften in einigen Gefechten ebenbürtig waren. Die Munition für die 10,5 Geschütze wurde mit einem Blockadebrecher aus Deutschland zugeführt.

Jede Armee dieser Welt würde stolz auf den Opfermut, die Vaterlandsliebe und die Moral solcher Männer sein. Nachzulesen in R. K. Lochner „Kampf im Rufidji-Delta“ Heyne.

Dr. Hans-Wilhelm Wittmeier, Rösrath

Wie lange kann sich Deutschland großzügig zeigen?

Betr.: „Wortgeklingel – heute wie früher“ (Nr. 46)

Wieder einmal zeigt sich deutlich, daß unsere Politiker nur noch das eigene „Ich“ im Machtgerangel verfolgen und dabei jedes Augenmaß für die Realität in Deutschland verloren haben.

Im Zuge der Stabübergabe an die große Koalition hatte offensichtlich „Joschka“ noch zuvor einen Waffendeal mit Israel eingeleitet. So will man zwei U-Boote im Wert von einer Milliarde Euro liefern, und die Kosten von zirka 330 Millionen Euro trägt erneut der deutsche Steuerzahler.

Gleichzeitig ist man nicht mehr in der Lage einen Haushaltsplan zu erstellen, weil das „Finanzloch“ fast astronomische Ausmaße erreicht hat.

Selbst den Suppenküchen in Berlin fehlt das Geld für die Massenversorgung.

Wie lange kann sich Deutschland diese Großzügigkeit noch leisten, zumal wir alle schon mit Abstand der größte Nettozahler in die EU-Kasse sind und bei einer geplanten EU-Erweiterung mit einer zusätzlichen Kostenexplosion rechnen müssen?

Hinzu kommt, daß dieser Waffenhandel für erneute Spannungen in Nah-Ost sorgen könnte, da es sich um zwei supermoderne U-Boote handelt, die auch als Trägersystem für atomare Sprengköpfe geeignet sind.

Deutschlands neutrale Vermittlerrolle zwischen Palästinensern und Israelis dürfte damit keinen Aufschwung erhalten.

Dr. W. Hanau, Berlin

Worthülsen

Betr.: „Mit Wut im Bauch“ (Nr. 45)

Dem Artikel von Chefredakteur Hans-Jürgen Mahlitz ist nichts hinzuzufügen.

Als ehemaliger CDU-Wähler habe ich mir die Augen gerieben, was denn von dem im Wahlkampf noch vollmundig als „Ein neuer Anfang“ Verkündeten übriggeblieben ist.

Genauso wie damals unter Kohl im Jahre 1982, als mit dem Ende der sozialliberalen Ära von einer geistig-moralischen Wende getönt wurde.

Am Ende der Kohlzeit war der Staat noch heillos verschuldeter als zuvor, die finanzielle Situation der sozialen Versicherungssysteme nahezu desaströs.

Nach sieben Jahren und dem Scheitern der Regierung von Rot-Grün, die kläglich mit dem Versuch abschmierte, die Staatsfinanzen zu sanieren, wird uns nun von der großen Koalition dasselbe schäbige Bühnenstück „Konsolidierung der Staatsfinanzen“ vorgeführt.

Die Zukunft wird zeigen, ob die zweite Republik solider in ihren Fundamenten angelegt ist, als die von Weimar.

Jochen Lückoff, Bad Liebenwerda



Foto: pa

Der ehemalige Bundeskanzler Schröder (l.) bei den Feierlichkeiten zum Ende des Zweiten Weltkrieges am 9. Mai 2005 in Moskau: Nicht alle bewerteten die Anwesenheit des Kanzlers positiv.

Kanzler war nur ein Job für ihn

Betr.: „Lupenreine Vetternwirtschaft“ (Nr. 50)

Schröder habe ich nie gemocht und auch nie gewählt. Den Kanzler, der die deutsche Niederlage in Moskau mitfeiern half und in der Normandie vergaß, auf dem größten deutschen Soldatenfriedhof einen Kranz für unsere gefallenen Soldaten niederzulegen, habe ich verachtet. Aber es hat viele andere gegeben, die die über Jahrzehnte währende einseitige Betrachtung der deutschen Geschichte sozusagen entdeutscht hat, die das Gefühl für das national Angemessene verloren haben und an Schröder ihren Gefallen hatten.

Nun hat er gezeigt, daß Kanzler für ihn nur ein Job war, den er nun mit einem anderen wechselt, woraus ihm kein Vorwurf zu machen ist, zumal von den Deutschen Flexibilität erwartet wird. Vielleicht macht er sogar seinen neuen Job besser als seinen alten.

Gehen wir über Schröder zur Tagesordnung über. Erregung lohnt sich nicht.

Norbert Kohlhammer, Kiel

Nichts ist ihm wichtiger als Geld

Betr.: Gerhard Schröder

Eine schallende Ohrfeige für alle ehrenamtlich Tätigen ist das Verhalten von Ex-Bundeskanzler Schröder. Nichts scheint dem Sozialdemokraten wichtiger zu sein, als neben seiner guten Pension weiter Geld zu scheffeln. Zuerst überraschte er mit seinem Engagement für die von ihm mitinitiierte deutsch-russische Pipelinegesellschaft. Das bringt Rubel. Schweizer Franken holt er sich als Berater des Ringier Verlages und nun noch der dollarschwere Vertrag mit der New Yorker Agentur „Harry Walker“. Reden will Schröder über das, was ihm an Erfahrungen als niedersächsischer Ministerpräsident, SPD-Vorsitzender und Bundeskanzler zuwuchs. Ist uns nicht noch im Ohr, was Schröder werbend über das Ehrenamt sagte? Da sollen sich doch, so scheint er zu denken, andere für Kinder und hilflose Alte und Notleidende einsetzen. Der Exkanzler predigte Wasser und genehmigt sich selbst Wein. Sein Vorbild könnte die schleswig-holsteinische Ex-Ministerpräsidentin sein, die setzt sich bei Unicef für Kinder in aller Welt ein.

Norbert Matern, Gauting

Der Mensch braucht Vorbilder

Betr.: „Sankt Florian läßt grüßen“ (Nr. 48)

Eine gute Freundin meiner Familie, die in Istanbul lebt, schrieb kürzlich, in der Türkei herrsche eine unvorstellbare Armut und im Vergleich dazu sei Deutschland immer noch ein Paradies. Nun liegt in diesem Paradies sicherlich einiges im Argen, wie ihr Autor richtig bemerkt und es muß schleunigst etwas getan werden, wenn wir unseren Lebensstandard beibehalten wollen.

Nachzuvollziehen ist auch unschwer, daß dazu jeder einzelne beitragen muß. Ein Beispiel: Ich arbeite in einer Apotheke und höre mir täglich den Unmut der Menschen über die Praxisgebühren und höhere Selbstbeteiligungen an.

Unverständnis herrscht bei den meisten darüber, daß sie im Laufe der Jahre immer mehr bezahlen, sich aber ständig anhören müssen, die Krankenkassen hätten schon wieder kein Geld mehr. Dann lesen sie aber in ihrer Tageszeitung, daß der Abteilungsleiter einer kleinen Krankenkasse bereits ein Jahreseinkommen von 100 000 Euro habe (von den großen ganz zu schweigen) und da klafft dann im Verständnis eine kleine Lücke.

Das größte Problem in Deutschland ist meiner Meinung nach die permanente Unterschätzung der Intelligenz seiner Bürger. Denn trotz jahrzehntelang mit System betriebener Volksverdummung ist davon noch eine Menge übrig.

Das Gros unseres Volkes wäre gerne bereit, seinen Teil zur Gesundung der Staatsfinanzen beizutragen, wenn man denn sehen würde, daß es diesen bei steigenden Abgaben auch besser geht. Statt dessen hören wir von steigenden Diäten, Orgien in Führungsetagen und von Obrigkeiten, die sich selber diverse Vergünstigungen genehmigen.

Der Mensch braucht Vorbilder, um eine Motivation zu entwickeln und da sieht es in unserem Vaterland im Moment leider ganz schlecht aus, zumal seit spätestens 1968 Tugenden wie Ehre, Fleiß und Anstand mehr oder weniger erfolgreich eliminiert wurden, um lieber füllhornartig Sozialleistungen zu verteilen. Durch Privatisierungsorgien sind Müll, Bahn und Energiekosten explodiert, der Bürger hat keinerlei Möglichkeit, diesen Kosten zu entrinnen, geschweige denn, sie auf andere umzulegen.

Sein Haus brennt längst lichterloh, da kann er nicht mehr hoffen, daß andere brennen.

Katharina Koch, Gotha

Das Ergebnis ist Pest und Cholera

Betr.: „Sankt Florian läßt grüßen“ (Nr. 48)

Bei ihren Forderungen nach Reformen und Sozialabbau schreibt die *Preußischen Allgemeinen Zeitung*: „Auf Einzelschicksale kann keine Rücksicht mehr genommen werden.“

Solche Töne in einem Leitartikel müssen aufhorchen lassen! Will die *Preußische Allgemeine Zeitung* einem neoliberalen Totalitarismus das Wort reden, indem man die Armen einfach über die Klinge springen lassen kann?

Wenn jetzt schon aufgrund der Gesundheitsreform notwendige Medikamente verweigert werden, kommt das einer verkappten Euthanasie gleich. Und dieses Opfer soll wohl gebracht werden, damit die „Existenz des Landes“ gesichert werden kann.

Haben wir nicht schon einmal gehört: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“?

Wenn Reformen durchgeführt werden, müssen sie wenigstens sozial ausgewogen sein. Den kapitalistischen Eskapaden der Frau Merkel mit ihrer „neuen“ sozialen Marktwirtschaft hat der Wähler zunächst mal eine Absage erteilt, indem er mit der Linkspartei ein Drohpotential aufgebaut hat.

Tragisch nur, daß dadurch die Kommunisten aufgewertet wurden. Aber heute ist letztendlich keine politische Partei vertrauenswürdig.

War die letzte Bundestagswahl eine Wahl zwischen Pest und Cholera, so könnte das Wahlergebnis bringen, daß wir womöglich beides kriegen.

Gerhard Synowzik, Stadtoldendorf

Mitleidloser Stalin

Betr.: „Nicht Anklage, sondern Belege“ (Nr. 47)

Der Autor beweist, daß die deutsche Wehrmacht nicht schuld an der hohen Sterblichkeit der sowjetischen Kriegsgefangenen hatte. Zu ergänzen ist, daß große Einheiten der Sowjet-Armee gleich zu Beginn des Krieges überliefen, da sie sich vom kommunistischen Regime befreien wollten. Auf diese enormen Gefangenenmengen war die Wehrmacht begreiflicherweise nicht vorbereitet. Viele Rotarmisten kamen schon ausgehungert und krank bei den Deutschen an.

Stalin hatte durch ein Gesetz seine russischen Kriegsgefangenen zu Deserteuren erklärt, die sofort erschossen wurden und deren Angehörige in Sippenhaft gerieten. Er ließ sogar Gefangenenlager bombardieren, verweigerte die Lieferung von Hilfsgütern und die deutscherseits angebotene Freilassung seines eigenen Sohnes. Nach der Kapitulation ließ er russische Fremdarbeiter und Kriegsgefangene sofort liquidieren oder in die GULag-KZ deportieren, was meist den Tod bedeutete. Gemäß der kommunistischen Desinformationstaktik wurden diese Opfer auf das Schuldkonto der Deutschen geschrieben.

Friedrich Karl Pohl, Lüneburg

EKD: Nicht nur das Schicksal des eigenen Volkes im Blick haben

Betr. Veröffentlichung eines Schreibens an den Ratsvorsitzenden der EKD Pr. Dr. Wolfgang Huber, Hannover

Wir, der Bauernverband der Vertriebenen, Altkreis Iserlohn, haben in dem anliegenden Schreiben an den Ratsvorsitzenden der EKD, Herrn Pr. Dr. Wolfgang Huber, Hannover, unsere Auffassung zur Errichtung eines Mahnmales „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin schriftlich dargelegt. 50 Unterschriften haben diesem Schreiben Bedeutung verschafft. Seine Antwort:

„Sie haben in Ihrem Schreiben Anstoß genommen an dem Plädoyer des Ratsvorsitzenden gegen ein isoliertes ‚Zentrum gegen Vertreibungen‘ in Berlin und äußern in diesem Zusammenhang den Eindruck, daß die EKD das Schicksal der Vertriebenen nicht angemessen würdige.

Die Stellungnahme des Ratsvorsitzenden vor der Synode der EKD geht zurück auf die ‚Gemeinsame Erklärung der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Polnischen Ökumenischen Rates zum 40jährigen Jubiläum des Erscheinens der Ostdenkschrift‘. Wie schon in der Denkschrift „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn‘ vor 40 Jahren geht es auch der Erklärung darum, das Schicksal der Vertriebenen sorgfältig wahrzunehmen, seelsorgerlich zu beleuchten und in seiner ganzen Tiefe zu würdigen.

Wenn dies in umfassender und eingehender Weise geschieht, kann weder von den Ursachen des Zweiten Weltkrieges abgesehen werden, noch davon, daß in seiner Folge nicht nur Deutsche, sondern Angehörige sehr vieler verschiedener Völker vertrieben worden sind. Die Geschichte der deutsch-polnischen Versöhnung und Verständigung hat gezeigt, wie wichtig es ist, die Erinnerungsarbeit gemeinsam zu leisten und dabei nicht nur das Schicksal des eigenen Volkes im Blick zu haben, sondern den Zusammenhang mit den Leidenserfahrungen anderer Völker zu würdigen. Uns ist bewußt, daß dies immer noch schwierig ist. So wie es in der polnischen Öffentlichkeit immer wieder sehr einseitige Äußerungen gibt, repräsentiert auch die von Ihnen genannte, uns durchaus bekannte Literatur nur ein bestimmtes Forschungs- und Meinungsspektrum. Um so wichtiger ist es uns, die Geschichte gemeinsam mit unseren polnischen kirchlichen Partnern aufzuarbeiten.

Die Erfahrungen aus der deutsch-polnischen Zusammenarbeit haben uns zu der Einschätzung geführt, daß ein einziges ‚Zentrum gegen Vertreibungen‘ in Berlin diesem Anliegen nicht gerecht würde. Die Geschichte der Vertreibungen sollte vielmehr im europäischen Kontext und das heißt: an verschiedenen Orten und auf durchaus unterschiedliche Art und Weise, also je nachdem, wie es den betroffenen Personen, Völkern, Orten und Institutionen angemessen ist, aufgearbeitet werden.

Wir sind es allen Menschen, die im Gefolge des Zweiten Weltkrieges ihre Familie, ihr Haus, ihre Heimat oder sogar ihr Leben verloren haben, schuldig, daß ihr Schicksal nicht vergessen, sondern als Teil der europäischen Geschichte bewahrt bleiben wird.“

Günther Heinke, Iserlohn

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Von A bis Z ist die *PAZ* einfach super!

Betr.: PAZ

Ihre Zeitung vom 17. Dezember, Nr. 50, hat mal wieder ein großes Lob verdient – sie war ohne Ausnahme von A bis Z einfach super!

In vielerlei Hinsicht stimmen Ihre Artikel mit meiner eigenen Meinung überein – ich kann beruhigt meine eigenen Zweifel, die mir manchmal in die Quere kommen, beiseite legen.

In puncto Pressefreiheit überrascht mich nichts mehr, denn was sich im Laufe der letzten Jahre dagegen aufgebaut hat, ist hanebüchen; und das ausgerechnet seitens der 68er Maulhelden, die jahrelang über unsere Vergangenheit hergezogen sind, selbst nur zum Schein freiheitlich sein wollten, hauptsächlich dann, zum Durchsetzen eigener Interessen!

Wenn ich mir vorstelle, wie viele mich bevormunden wollen, wird mir schlecht; ich weiß schon gar nicht mehr, wer mir was zu sagen hat und ob überhaupt – in Zukunft stelle ich einen offiziellen Antrag und bitte um zensierte Wortmeldung!

Folgendes hat Dringlichkeitsstufe „1“. Verantwortlichkeit einem Volk gegenüber wäre in erster Linie Subventionen dort zu streichen, wo Mißbrauch getrieben wird, zum Beispiel von Firmen, die erst Steuergelder kassieren und anschließend ihren „Kostenfaktor“ Mensch im Regen stehen lassen um wieder anderweitige Vorteile in Anspruch zu nehmen.

Das sind im wahrsten Sinne des Wortes Volksschädlinge – sogenannte Heuschrecken!

Margot Mahner, Bremen

Nicht Abhörwagen, sondern Denunzianten

Betr.: „Trügerischer Schein“ (Nr. 50)

In Folge 50 haben Sie das Buch „Das Jagdhaus“ von Rosemarie Marschner sehr positiv besprochen. Mit Recht, kann ich nach dem Lesen des Vorabdrucks in einer Tageszeitung sagen.

Leider zitieren Sie gerade eine Stelle, die einige sachliche Fehler aufweist und Schlüsse zuläßt, die dem Buch nicht gerecht werden.

Die Autos mit den runden Antennen waren in diesem Fall keine Militär-, sondern Zivilfahrzeuge. (Sie sollten bei diesem Einsatz ja möglichst unauffällig sein.) Die Häscher gehörten nicht zur Feldgendarmerie („Kettenhunde“); diese hatte andere Aufgaben. Die Bezeichnung MP steht für die englische / US-Militärpolizei und bereicherte erst nach dem Krieg unseren Sprachschatz.

Ich bin kein Fachmann auf diesem Gebiet, meine aber, daß der Empfang nicht durch Anpeilen ermittelt werden konnte.

Daß trotzdem viele Hörer von ausländischen Sendern festgenommen wurden, ist meist auf die lieben Mitmenschen (Volksgenossen) zurückzuführen gewesen, die entweder das Abhören akustisch bemerkten oder Fakten weitererzählten, die nur über „Feindsender“ verbreitet wurden.

So war zur Zeit der „Frontbegradigung“ der neue Frontverlauf von Radio Moskau oder BBC London schon längst publik gemacht worden, ehe der Wehrmachtsbericht ihn dem Volk offiziell mitteilte.

Herbert Skroblin, Wächtersbach

Jedem das seine

Betrifft: Leserbriefe zu Königsberg (Nr. 44 und 48)

Mit Interesse habe ich die widersprüchlichen Meinungen in den Leserbriefen verfolgt. Die Thematik ist ja nicht neu. Kann ein versteppter und „plattenverbauter“ Kaliningrader Oblast noch Heimat darstellen für einen Ostpreußen, der dieses Land mehr oder weniger unversehrt hat verlassen müssen?

Ich persönlich denke: ja! Denn so wie ich einem langjährigen Jugendfreund, Begleiter in vielen gemeinsamen Erlebnissen, nicht deshalb die Freundschaft aufkündige, weil er vielleicht durch Krankheit oder Unfall entstellt und zum Krüppel geworden ist, so bleibt auch nach meinem Verständnis Heimat immer Heimat.

Zumindest sollte soviel Toleranz und Verständnis sein, das jeden selber entscheiden zu lassen.

Arno Schachtner, Rosenheim

Foto: Archiv

Blick von Lyck zur Schloßinsel vor dem Zweiten Weltkrieg: Seit geraumer Zeit versuchen die Polen das Schloß zu verkaufen.

Fehlverhalten

Betr.: „Merkels Handschrift“ (Nr. 51) und die Weihnachtsansprache des Bundespräsidenten

So begeisternd scheint mir Merkels Handschrift nicht zu sein, wenn sich jetzt herausstellt, daß wir ihrem gelobten Wirken zu danken haben, daß wir die Zahlmeister der EU bleiben und in ihre Kasse noch mehr einzahlen, unsere Schulden noch erhöhen müssen.

Der Bundespräsident hat zu Anstand, Redlichkeit und Ehrlichkeit aufgefordert, ehemals geschätzte, heute in Vergessenheit geratene Tugenden, die sich nur im persönlichen Umfeld erhalten haben.

Der Fisch stinkt vom Kopfe her. Nirgendwo wird so offensichtlich getäuscht, verschwiegen, geschönt, gefälscht und betrogen, wie in der Politik. Natürlich nicht nur in ihr, aber nirgendwo sonst werden Fehlverhalten so deutlich und durch die Medien verbreitet sichtbar.

Die *Preußische Allgemeine* hat Frau Merkel bislang mit Samthandschuhen angefaßt. Ob das das gewünschte „Zentrum gegen Vertreibungen“ Wirklichkeit werden läßt?

Otto Remus, Ravensburg

Bitte mehr Distanz zu Merkel!

Betr.: „Merkels Handschrift“ (Nr. 51)

Ich hoffe sehr, daß Sie Ihre begründete Distanz zur neuen Kanzlerin und den Unions-Parteien wahren! Da scheint mir bei einigen Ihrer Autoren eine gewisse Merkel-Affinität zu bestehen.

Was diese Bundesregierung bislang gezeigt und geäußert oder – besser – nicht gezeigt und nicht geäußert hat, kann doch nicht das Mißtrauen und die Reserviertheit Konservativer und Nationalliberaler, die seit Kohls Regierungszeit der Union gegenüber angebracht sind, wirklich schmälern.

Michael Eimermacher, Bergisch Gladbach

Lyck verramscht Kleinod

Betr.: „Versteigerung – fünfter Versuch“ (Nr. 50)

Kaum zu glauben, daß die heutige Stadtverwaltung in Lyck seit 15 Jahren vergeblich versucht, das frühere Ordensschloß einschließlich Halbinsel zu verkaufen. Nun soll das ehemalige Kleinod unserer ostpreußisch-masurischen Heimat offenbar für 257 000 Euro verramscht werden.

Beiliegende Fotokopie von Fotos aus meinem Privatbesitz zeigt die Schloßinsel in Lyck. Das Foto ist vermutlich in den 30er Jahren entstanden.

Meine persönlichen Beziehungen zu Lyck und dem vier Kilometer entfernten Walden (Sybba) bestehen darin, daß meine Großmutter, Marie Gliemann, geb. Kuczynski, aus Lyck stammt und das Familien- und Ausflugslokal am Dorfrand von Walden, wenn man von Lyck kam, führte. Dort kehrten besonders an Sonn- und Feiertagen viele Lycker ein. Ich selbst – Königsberger von Geburt – habe eine zeitlang die Grundschule in Lyck besucht und oft die Schulferien bei meiner Großmutter in Walden verlebt.

Jürgen Pucks, Marl

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Wut der Franzosen über Zuwanderer wächst

Zu: „Knüppel sind keine Lösung“ (Nr. 45)

Jedes Jahr reise ich mindestes zwei Monate durch Frankreich und spreche dabei mit vielen Franzosen aller Berufe und Schichten. Ich habe wachsende Wut über die zunehmende Überfremdung und die damit verbundenen Übel feststellen können. Nach Ansicht der meisten Franzosen haben nicht die Zuwanderer sich zu beklagen, sondern die Einheimischen. Denn sie zahlen die Steuern, mit denen die sozialen Privilegien der Immigranten finanziert werden, sie müssen die enorme Kriminalität der Neubürger über sich ergehen lassen, sie erleben bitter den Verlust ihrer Lebensqualität und die Bedrohung ihrer Lebensart. Manche folgern – wohl nicht ganz zu Unrecht – aus den Geschehnissen, daß die neuen Franzosen obendrein das Privileg besitzen, ungestraft die Alteingesessenen zu terrorisieren. So schreibt mir meine französische Jugendfreundin: „Mon très cher ami (das folgende in Übersetzung), gestern erhielt ich Deinen Brief. Du sprichst von Clichy, aber es brennt in ganz Frankreich. Allein Sarkozy hat den Mut laut zu sagen, was das ganze Land leise denkt. Wo kommen wir hin mit diesem arabischen P..., das bei uns einfällt? ...“

Adolf Frerk, Geldern

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Sverre Gutschmidt (kommissarisch); **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51

http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2638**

Signalwirkung

Betr.: „Rückkehr der Verantwortung“ (Nr. 51)

Gerne würde ich die Meinung der Experten teilen. Leider vermag ich nicht zu erkennen, was dazu berechtigen würde. Gerade haben wir als Highlight der Medien die gleichgeschlechtliche Hochzeit von Sir Elton John erlebt, der sicher eine Signalwirkung zugeschrieben werden kann.

Unser Volk geht an Kinderarmut zugrunde. Die bewußten Kinderlosen müssen von den Kindern der anderen im Alter versorgt werden.

Babette Beck, Kiel

Hitler wurde für den Friedensnobel vorgeschlagen

Betr.: „Du bis Hitler“ (Nr. 50)

Der Versuch von Klaus Rainer Röhl, der Enkelgeneration das Dritte Reich und Hitler zu erklären, ist fehlgeschlagen, weil auch er der zeitgeistigen Richtung heutiger Historiker und Politiker folgt, die uns die Zeit von 1933 bis 1945 als Schreckensjahre in einem Terrorregime schildern. Tatsächlich muß man sie in zwei grundlegend verschiedene Hälften aufteilen, so auch in die Befreiung aus dem Diktat von Versailles, verbunden mit einem geradezu unglaublichen wirtschaftlichen Aufstieg, der nicht nur die Deutschen in einen Begeisterungstaumel stürzte.

Auch namhafte Ausländer – Lloyd George und Churchill über Henry Ford, Sven Hedin und Knut Hamsun oder den britischen König (man lese nur in „Lieber Herr Hitler“ dessen Briefe) – brachen in Lobeshymnen über den großen Staatsmann Hitler aus. Er wurde 1938 nicht nur für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen, sondern von der „Time“ sogar zum „Mann des Jahres“ gekürt.

Über zwei Millionen Kommunisten traten in die NSDAP ein, weil sie dort die sozialen Versprechen ihrer Partei verwirklicht fanden. Es war völlig normal, für Hitler oder sogar NSDAP-Mitglied zu sein. Das ist nicht Ausgeburt meiner Phantasie, sondern Aussage des lebenden Widerstandskämpfers von Boeselager! Natürlich lief da schon die Diskriminierung, Verfolgung, Vertreibung der Juden (die sich dann im Kriege zum Vernichtungsfeldzug entwickelte), aber eine Gleichsetzung mit Stalins Mörderregime und Millionen Opfern bis 1938 ist bösartig.

Die Wende kam nach der „Reichskristallnacht“ und über unseren Schuldanteil am Zweiten Weltkrieg läßt sich trefflich streiten, denn er hatte viele Väter und ich kann die Tonnen Bücher, die seither darüber geschrieben wurden, nicht in einem Leserbrief zusammenfassen. Eines aber steht fest: unsere Soldaten haben sich überwiegend diszipliniert und anständig benommen und die heutige Enkelgeneration braucht sich ihrer nicht zu schämen! Jedenfalls gibt es aus den fünf Kriegsjahren kein Foto, das sie mit nackten Männern an der Hundeleine, Kapuzen über dem Kopf, bei der „Vernehmung“ oder mit zu Haufen getürmten Gefangenen zeigt.

Walter Held, Traunstein

Weiter viel Erfolg beim Verbreiten politisch inkorrekter Meinungen

Betr.: PAZ

Zum Jahresende möchte ich Ihnen für die vielen informativen und unterhaltsamen Stunden danken, die Sie mir durch Ihre Zeitung dieses Jahr wieder bereitet haben.

Anläßlich des beigelegten Kalenders für 2006 hätte ich gleichwohl einen Verbesserungsvorschlag zu machen. Ich würde sehr gern diesen Kalender als Übersicht für meine Terminplanung nutzen, aber – er kommt viel zu spät! Kalender anderer Zeitungen, zum Beispiel der „FAZ“, werden bereits einige Monate vor Jahresende beigelegt und liegen daher schon vor, wenn die Terminplanung für das kommende Jahr losgeht. Wäre es nicht denkbar, daß auch die *Preußische Allgemeine Zeitung* ihren Kalender einige Monate früher beilegen könnte?

Außerdem würde es zu einer erhöhten Brauchbarkeit beitragen, wenn Ihr Kalender, ähnlich wie der der „FAZ“, einen Überblick über die Schulferien des jeweiligen Jahres aufweisen würde. Den brauche ich als Mutter eines schulpflichtigen Kindes nämlich ständig.

Ich wünsche Ihnen für 2006 eine ständig steigende Leser/-innenzahl und weiterhin viel Erfolg im Verbreiten ebenso zutreffender wie politisch inkorrekter Informationen und Meinungen.

Adelheid Herrmann-Pfandt, Marburg/Lahn

Aufstieg einer jungen Dame

Ausstellung in Gütersloh zeigt die Barbiepuppe nicht nur als sinnlose Schönheit

So schön sinnlos – so sinnlos schön“, schrieb einmal ein Verehrer in das Poesiealbum einer jungen „Dame“, die mittlerweile stramm auf die 50 zugeht. Von Millionen verehrt und geliebt, und von wohl ebenso vielen verabscheut oder gar verachtet, gehört Barbie, die lange Blonde mit den Stöckelschuhen, seit langem zu den Kultobjekten der Spielzeugwelt. Sie mißt gerade mal 29 Zentimeter und geizt nicht mit ihren weiblichen Reizen. – Was ihren Gegnern geradezu Munition für die Kritik gab.

Schon in den 1950er Jahren erfreute sie, allerdings zunächst als Comic-Figur von Reinhard Beuthin in der „Bild“-Zeitung und unter dem Namen Lilli, später auch als Puppe, die Betrachter.

Der Amerikanerin Ruth Handler, die gemeinsam mit ihrem Mann die Firma Mattel betrieb, gefiel die Puppe und sie nahm sie mit über den „großen Teich“, ließ Lilli dort weiterentwickeln und nannte sie nach ihrer Tochter „Barbie“.

Am 9. März 1959 kamen erste Exemplare der Puppe auf den amerikanischen Markt.

Mittlerweile wird Barbie in mehr als 140 Länder verkauft (über eine Milliarde Mal) und hat mehr als 60 Verwandte und Freunde. Um ihre Garderobe wird sie so manche Frau beneiden, wurde sie doch sogar schon von Karl Lagerfeld eingekleidet. Künstler wie Andy Warhol haben sie porträtiert, und manch eine Frau versuchte gar, mit teuren Schönheitsoperationen auszusehen wie die Blondine mit der Wespentaille.



Foto: Museum

Erfolgreiche Blondine: Barbie als Präsidentschaftskandidatin

Das Stadtmuseum Gütersloh widmet der weltweit berühmten Barbie nun eine Sonderausstellung und zeigt Exemplare aus der weltweit größten Barbie-Sammlung von Bettina Dorfmann und Karin Schrey.

Die Ausstellung verfolgt den Weg des meistverkauften Spielzeugs der Welt von den 50er Jahren bis heute. Gewiß, eine Schmusepuppe, das war Barbie nie. Und da sie bei vielen lediglich als Modepuppe gilt, wird sie als pädagogisch nicht sonderlich wertvoll oder gar als schädlich betrachtet.

Die Barbie-Expertinnen Dorfmann und Schrey zeigen nun eine andere Seite der Barbie, jenseits von Glanz und Glamour. Es sind die berufstätigen Barbies, die in Gütersloh zu sehen sind. Die Vielfalt der Berufe ist groß. Von der Archäologin zur Soldatin, von der Pilotin zur Präsidentschaftskandidatin: Barbie spiegelt die moderne Welt der weiblichen Berufstätigkeit wider. Das ist eine neue Seite an ihr. So ist die Ausstellung keine nur spielzeuggeschichtliche, sondern vor allem eine kulturgeschichtliche.

Darüber hinaus können mit einer Profilanalyse nach dem H.D.I.-Modell Präferenzen und Neigungen bei Berufswahlentscheidungen getestet werden.

Bei diesem Modell handelt es sich um eine Methode, die weltweit in vielen Unternehmen und Organisationen für Teamtrainings, Bewerberauswahl und ähnliches eingesetzt wird.

Dieser Aspekt ist besonders für Schulklassen im Übergang zwischen Schule und Beruf besonders interessant.

Ernüchternd ist freilich die Erkenntnis, daß sich die faktische Situation weiblicher Berufstätigkeit in den vergangenen fünf Jahrzehnten wenig geändert hat: 1959 wie heute zählen Einzelhandelskauffrau – die frühere Verkäuferin –, Sekretärin und Arzthelferin zu den Top 4 unter den weiblichen Berufen. *os/sg*

Das Stadtmuseum Gütersloh, Kökerstraße 7–11a, 33330 Gütersloh, ist dienstags bis freitags von 14 bis 17 Uhr, am Wochenende von 11 bis 17 Uhr geöffnet, bis 19. Februar.

Ungebrochen

Sabine Ball und ihr Einsatz für Kinder

In einem Alter, da andere längst in Rente gegangen sind, hat sie ihr Leben noch einmal völlig umgekrempelt. Sabine Ball, geborene Koritke war 68 Jahre alt, als sie die Berufung Gottes vernahm, sich um vernachlässigte Kinder und Jugendliche zu kümmern.

Ihre Vaterstadt Königsberg hatte sie im Inferno des Krieges verlassen müssen, in Dresden erlebte sie die verheerenden Bombenangriffe. Sie kam mit dem Leben und dem Schrecken davon. Es zog sie schließlich in die Ferne, und sie fand ihr – vorläufiges – Glück in Amerika, wo sie ein bewegtes Leben zwischen Partys und Hippie-Kommunen führte.

Nach langen Jahren der Unruhe, der Suche nach dem Sinn des Lebens fand sie schließlich ihre Antwort bei Gott und bei Jesus Christus.

In ihrem Namen sorgt sie sich nun um Kinder, die von ihren Familien vernachlässigt werden, um Jugendliche, die einen Weg suchen aus dem lichtlosen Alltag.

1993 gründete Sabine Ball das Café Stoffwechsel und schließlich den Verein Stoffwechsel e. V. in Dresden, der Stadt, die in ihrem Leben ein so große Bedeutung hat. In ihrem Buch „Mehr als Millionen“ berichtete sie 2003 von ihrer Karriere von der Millionärin zur Tellerwäscherin.

Das Buch von Steffen Kern wird übrigens demnächst auch in Süd-Korea erscheinen. Nun liegt auf dem deutschen Markt ein zweiter Band, ebenfalls aus dem Gießener Brunnen Verlag vor: **Mehr wert als Millionen – Sabine Ball, das „Stoffwechsel“ und Gottes gefundene Kinder** (156 Seiten, gebunden, zahlr. sw Abb., 11,95 Euro). Darin erzählt Roland Werner, wie es weiterging mit dem „Stoffwechsel“, den Kindern und was aus den Ehemaligen wurde. Viele Helfer stehen Sabine Ball, die mittlerweile immerhin schon 80 Jahre alt geworden ist, zur Seite. Alle arbeiten sie mit unerschütterlichem Gottvertrauen für die, die nicht das Glückslos gezogen haben und die der Hilfe bedürfen. *SiS*

Sie war der umschwärmte Star der Ufa

Vor 100 Jahren wurde die Filmschauspielerin Lilian Harvey geboren – An der Seite von Willy Fritsch feierte sie Erfolge

Von HELGA PFEIFFER

In Potsdam, genauer gesagt in Babelsberg, findet man eine nach ihr benannte Straße. Doch nur ausgewiesene Filmfreunde führt heute noch in Berlin der Weg in die Düsseldorfer Straße. Dort in der Hausnummer 47, in einem unauffälligen Mietshaus in Wilmersdorf, lebte einst „das süßeste Mädel der Welt“. Briefe, auf denen nur diese Angabe als Adresse stand, kamen damals trotzdem an – bei dem umschwärmten Star der Ufa Lilian Harvey. 1999 wurde an dem Haus in Wilmersdorf, wo die Harvey von 1925 bis 1930 mit ihrer Mutter lebte, eine Gedenktafel aus weißem KPM-Porzellan mit blauer Inschrift enthüllt. Sie erinnert an Filme, die Lilian Harvey in den 1930er Jahren drehte: „Die Drei von der Tankstelle“, „Der Kongreß tanzt“ und „Fanny Elßler“, Streifen, die zu Welterfolgen wurden. Die Kinokassen klingelten aber auch schon bei Filmen wie „Die keusche Susanne“ (1926), dem ersten Film, den Harvey mit Willy Fritsch drehte, oder bei „Liebeswalzer“, einem Riesenerfolg aus dem Jahr 1930. „Liebeswalzer“ war zudem der erste Tonfilm der Harvey. Der Königsberger Werner Richard Heymann schrieb mit leichter Hand die einprägsame Musik für den Streifen. Kein Wunder also, wenn die Spatzen den Schlager „Du bist das süßeste Mädel der Welt“ bald von den Dächern pfiffen. Eigentlich habe Heymann nie Schlager schreiben wollen, liest man in einer Biographie. „Als dann, für ihn selbst überraschend, Hits daraus wurden, habe er das aber doch genossen.“

Die Tochter eines deutschen Kaufmanns und einer Engländerin wurde am 19. Januar 1906 in London geboren. Heimlich nahm sie in London und dann auch offiziell in Berlin, wohin es sie und ihre Familie verschlagen hatte, Ballettunterricht. Nach dem Abitur 1923 an der Berliner Königin-Luise-Schule war Lilian, die den Mädchennamen ihrer Großmutter Elisabeth Harvey als Künstlernamen angenommen hatte, als Revuegirl engagiert. 1924 unterschrieb sie den Vertrag für ihren ersten Film „Der Fluch“. Sie spielte an der Seite von Otto Gebühr und Harry Liedtke, bis sie in Willy Fritsch ihren Traumpartner – nicht nur im Film – fand.

Heymann, aber auch das Traumpaar Harvey / Fritsch standen in den 1930er Jahren für die Film-Operette, einen Vorläufer des späteren Film-Musicals. Die Leinwandidylle lenkte die Menschen ab von ihrem eigenen oft tristen Dasein, erfüllte ihre Sehnsüchte nach Geborgenheit und Glück. „Die Drei von der Tankstelle“ übertraf denn auch den Erfolg vom „Liebeswalzer“ noch. Als schließlich der Streifen „Der Kongreß tanzt“, eine Romanze zwischen dem Zaren und einer armen Handschuhmacherin während des Wiener Kongresses, in den Kinos anlief, waren die Menschen begeistert. Ein Film voller Musik, in dem sich selbst die Kameras im Walzertakt zu wiegen scheinen. Wer erinnert sich nicht an die herrliche Einstellung, als die Harvey, in einer Kutsche sitzend, den Heymann-Schlager trällerte: „Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder, das ist zu schön, um wahr zu sein ...“

In der Tat: Die Erfolge, die Lilian Harvey an der Seite von Willy Fritsch feierte, waren kaum zu übertreffen. Die Fans jubelten ihr zu, die Frauen und Mädchen eiferten ihr in Sachen Mode und Frisuren nach. Auf dem Höhepunkt ihrer Karriere in Deutschland ging Harvey 1933 nach Hollywood, wo sie ebenfalls Erfolge verbuchen konnte. Aus privaten Gründen aber kehrte sie schon 1935 nach Berlin zurück und konnte mit Willy Fritsch an ihrer Seite in „Glückskinder“ an alte Erfolge anknüpfen. Ihr Einsatz für politisch Verfolgte wurde allerdings von dem herrschenden Regime argwöhnisch beobachtet, so daß Harvey schließlich 1939 Deutschland verließ und über Frankreich und Ungarn wieder nach Hollywood gelangte. Ihre Filmkarriere allerdings war beendet, ihr Typ nicht mehr gefragt. Mit einem Stück von Noel Coward („Blithe Spirit“) tourte sie durch mehrere US-Bundesstaaten und nahm weitere Bühnenengagements an. 1949 kam sie nach Deutschland zurück, wo sie inzwischen zu einem Mythos geworden war. Die Menschen jubelten ihr zu.

„Vor ihrem ersten Auftritt in Berlin in der ‚Filmbühne Wien‘ am Kurfürstendamm versperrten klatschende Menschenmassen den Eingang zum Kino“, las man 1949 im „Spiegel“, Ausgabe 38. „Lilian mußte hochgehoben werden, um hereinzukommen. Als sie von ihren Musikern auf die Bühne getragen und vor dem Mikrofon niedergesetzt wurde, jubelte das Publikum anhaltend. Lilian kämpfte mit Tränen. Nach ihrem Vortrag war der Beifall schwächer, aber immer noch liebevoll. Miß Harvey sang mit tiefer gewordener, doch immer noch etwas dünner Stimme ihre alten Filmschlager und Lieder in zahlreichen Sprachen. Einmal tanzte sie auch andeutend. Manche Schlager verband Lilian durch erinnernde Zwischentexte, und manchmal begann sie ihre Ansage mit ‚Now we turn to‘ und übersetzte das dann erschrocken ins Deutsche. Sie sei so aufgeregt, entschuldigte sie sich.

Einige Nummern des Rahmenprogramms erwarben mehr Beifall als Lilians Vortrag. Aber als sie aus dem Kino kam, standen wieder Menschenmauern und drängten sich mit ‚Lilli! Lilli‘ um ihr hilflos tutendes Auto. Als es dann doch davonfahren konnte, liefen viele hinterher. Die meisten Zeitungen verzeichneten Lilians Besuch nicht oder nur im lokalen Teil“, so „Der Spiegel“.

Das Comeback war letztendlich ein Flop, hinzu kamen private Probleme. Die Ehe mit einem Dänen scheiterte, andere zweifelhafte Bekanntschaften nagten an ihrem reinen Image als „blonder Traum“. Auch ihre Versuche, auf der Bühne die Erfolge von einst wieder aufleben zu lassen, scheiterten. Mit der Verleihung des „Deutschen Filmpreises in Gold“ und des „Goldenen Bambi“ wurde noch einmal ihr langjähriges Wirken für den deutschen Film gewürdigt. Am 27. Juli 1968 starb Lilian Harvey in Juan-les-Pins, wo sie seit 1931 eine Villa besaß. Ihre letzte Ruhestätte fand die Schauspielerin auf dem Friedhof Robiac in Antibes.



Foto: cinetext

Das Traumpaar der 30er Jahre: Lilian Harvey und Willy Fritsch bei einer Tonaufnahme

MELDUNGEN

Mehrere Fälle von Tollwut

Im Dezember wurde in einem Dorf nahe Ebenrode ein tollwütiger Fuchs entdeckt, der sich blutig gebissen hatte. Sechs Menschen kamen mit dem verletzten Tier in Berührung und mußten vorsorglich behandelt werden. Später wurde auch ein Fall von Tollwut im Kreis Friedland entdeckt. In einem Dorf griff ein Fuchs Kühe an. Jäger von vor Ort konnten ihn erschießen. Sein Kopf wurde zur Untersuchung in ein Labor gebracht, und es stellte sich heraus, daß das Tier erkrankt war. Sofort wurde eine epidemiologische Untersuchung angeordnet und eine Quarantäne über das Dorf und seine Umgebung verhängt. Sämtliche Einwohner wurden gegen Tollwut geimpft, die Kuh- und Schafherde wurde ebenfalls geimpft, insgesamt 520 Kühe und 67 Schafe. Der impfende Arzt konnte die in Angst und Schrecken versetzten Menschen mit der Versicherung beruhigen, daß für sie keine Gefahr bestehe. Die Impfung sei kostenlos, und mit 8000 Dosen für die großen und 6000 für die kleineren sei auch ausreichend Impfstoff für die Tiere vorhanden. Um die Hälfte sei im Jahre 2005 gegenüber 2004 die Anzahl der im Königsberger Gebiet registrierten Tollwutfälle bei Wild zurückgegangen.

Die letzte Infizierung eines Menschen mit Tollwut in der Exklave liegt über drei Jahrzehnte zurück. 1974 wurde in Zimmerbude ein Mann bei der Gartenarbeit von einem frei herumlaufenden, wie ein Waschbär aussehendem Hund gebissen. Er nahm den Vorfall nicht ernst und ging nicht zum Arzt. Das Tier war infiziert gewesen, und der Mann mußte qualvoll sterben. *MRK*

Schweden plant Einweihung

Wenn alles planmäßig verläuft, kann Schwedens konsularische Vertretung in Königsberg am 1. Februar dieses Jahres ihr neues Dienstgebäude in der Körte Allee in Betrieb nehmen. Das Generalkonsulat der Skandinavier hatte diesbezüglich mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie die Bundesrepublik Deutschland und andere auch. Schon seit drei Jahren ist Generalkonsul Erik Hammersköld in der Pregelmetropole akkreditiert. Nach etwa einem Jahr erwarben die Schweden das Gebäude an der Körte Allee und sind nun schon zwei Jahre am Umbauen und Renovieren. Der Generalkonsul ist schon seit Monaten erkrankt und wird durch den Vizekonsul Ulf Söhr sehr kompetent vertreten. Die Schweden versuchen, mit allen Ostseeanrainern in einem guten nachbarschaftlichen Verhältnis zu stehen. Ihre Sorge gilt vor allem der Reinhaltung der Ostsee. Königsberg hat ja noch immer kein funktionierendes Klärwerk. Es ist geplant, daß die Schweden nach Eröffnung ihres neuen Konsulargebäudes auch die Nachbarn Norwegen und Finnland sowie die Niederlande vertreten werden. *Armin Matt*

Neue Startbahn in Deuthen

Noch in diesem Jahr soll der Flughafen in Deuthen eine betonierte Startbahn von 800 Metern Länge und 23 Metern Breite erhalten. Die Baukosten betragen sieben Millionen Zloty (knapp zwei Millionen Euro), von denen drei Viertel die EU trägt.



Wassersport auf dem Schwenzaitsee: Wolf Wiecherts Frau und Tochter beim Tretbootfahren und seine Kinder beim Angeln

Mit Frau und Kindern auf Urlaub in der Heimat

Wolf Wiechert zeigt seiner Familie Ostpreußen, wo er geboren ist / Teil I

Seit Jahren hatte Wolf Wiechert sich vorgenommen, Ostpreußen, wo er geboren ist, einmal mit der ganzen Familie zu besuchen, mit Frau und Kindern. Und jetzt hat es endlich geklappt. Diesmal sind alle dabei, wollen mal sehen, wo der Vater herkommt.

„Nichts ist vergangen. Nichts kann jemals vergehen. Der Holunder nicht, der Sand unter den Hufen, die Mittagsglut auf den Wegen, die roten Backsteinmauern in der Stille des Lichtes von Popiollen." So beschreibt Peter Jokostra sein „Heimweh nach Masuren".

So feierlich kann Wolf Wiechert das aber nicht empfinden. Er hat gerade mal die ersten sechs Jahre dort gelebt. Es war der 26. Januar 1945. Sie mußten auf die Flucht gehen. Am 24. Januar hatten die Deutschen selbst noch das kaum fertig gestellte Führerhauptquartier beim nahen Rastenburg, die „Wolfsschanze", großenteils wieder gesprengt, am 27. Januar rückte die Rote Armee dort ein. Die russische Artillerie war auch bei ihnen schon dumpf aus der Ferne zu hören gewesen. Und dieses unheilvolle Grollen war näher und näher gekommen. Sie hatten ja bis zuletzt bleiben müssen, bis endlich der Evakuierungsbefehl kam, nur einen Tag, bevor die Russen dann auch bei ihnen am 27. Januar einfielen. Den großen Sechszylinder-Horch von Wolf Wiecherts Onkel, der ein hohes Tier in Königsberg war, und ein paar Opel hatte man schon Tage früher Richtung Reich gesehen. Die Bauern im Dorf waren aber erst am frühen Morgen des 26. Januar mit ihren mit Teppichen oder Decken bespannten Wagen aufgebrochen. Es lag etwas Schnee und es mögen sieben bis acht Grad Frost gewesen sein. Sie hatten gerade noch Mittag gegessen, eingeweckte Putenschlegel mit Kartoffeln und eingewecktem Gemüse. Das Geschirr wurde nicht mehr gespült – ein Unding in normalen Zeiten. Wolf Wiechert stand also vor diesem Spiegelschrank im allgemeinen Aufbruch, gewissermaßen im toten Winkel, begriff natürlich das Ganze nicht recht, verspürte aber doch, daß da etwas vor sich ging, das schwerwiegend sein würde, nicht mehr umkehrbar, nicht mehr so wie etwas Verbotenes, das man als Kind gemacht hatte, für das man bestraft wurde – aber dann war alles auch wieder in Ordnung. Nein, hier vor dem Spiegelschrank fing er an zu weinen, still und leise vor sich hin, einfach so, ohne die üblichen Anlässe, bis seine Mutter ihn hier fand und bei der Hand nahm. Sie stiegen zu fünft in ihren kleinen DKW, die Eltern vorne, die Kinder und das Kindermädchen nach hinten, wo der Vater den Rücksitz herausgenommen und statt dessen ein große Kiste mit Lebensmitteln eingepaßt hatte, über die Bettdecken gelegt waren. Über ihnen, also unter dem Verdeck (die Mutter hatte unbedingt ein Cabriolet haben müssen im winterkalten Ostpreußen) isolierten zwei Pelzmäntel das Wageninnere ab und konnten so auch noch gut mitgenommen werden. Sie kamen den leichten Hang schlecht hoch im Schnee, der natürlich nicht mehr geräumt worden war, mit dem Frontantrieb. Im Dorf war niemand mehr zu sehen, es wirkte mitten am hellichten Tag gespenstisch. Die Stalltüren übrigens und die Haustür blieben offen. Die Russen sollten es leicht haben, keinen Anlaß, etwas zu zerstören. Vielleicht kämen sie denn doch noch einmal wieder zurück und hätten so nicht alles wieder zu reparieren brauchen.

Aber die Fahrt ist schon mal abenteuerlich: schmale Straßen, abbröckelnde Ränder, Fußgänger unterwegs zwischen den Ortschaften, Radfahrer, riskant überholende Autofahrer, gelegentlich ein Pferdefuhrwerk. Es ist heiß, die Strecken zwischen den Städten sind lang, durch schier endlose Wälder und Feldfluren. Das alles wurde großenteils früher von Deutschen bewohnt. Die Kinder, die Frau staunen nicht wenig. Hier lebten einfache, offene, freundliche Menschen, die sich freuten, wenn sie jemand besuchen kam, egal, wer das war, er fand einen Platz am Tisch, weil man doch weit auseinander wohnte, großzügige Gastlichkeit selbstverständlich war. Das versuchte Wolf Wiechert zu erklären. In Franken ist das nämlich nicht so.



Wolf Wiechert: Im Wiechert-Haus in Kleinort

Aber nun, im 21. Jahrhundert startet Wolf Wiechert erstmal morgens um eins. Weit genug ist die Fahrt in die Heimat. Bis Berlin ungefähr 600 Kilometer, von der Grenze zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen bei Küstrin bis Masuren auch noch einmal 600 Kilometer, aber auf der bundesdeutschen Autobahn dauert das sechs Stunden, auf den polnischen, ehemals deutschen Landstraßen zwölf, zusammen also an die 20 Stunden.

Das muß sich dann auch lohnen, vor allem auch für die, die eben dort nicht geboren sind, für Wolf Wiecherts Frau, für seine Kinder. Dem Mann ist nicht gerade wohl dabei, denn fern aller häuslichen Annehmlichkeiten und Abwechslungsmöglichkeiten könnte das schief gehen – nur Landschaften, nur Familiengeschichten.

Am späten Nachmittag die ersten Seen. Kurvenreiche Straßen. Alleen wie Tunnel beinahe durchweg. „Ostpreußen ist ein Land der Lindenalleen, Eschenalleen, Birkenalleen, Eichenalleen. Alles, was Laub trägt, reiht sich mächtig zu beiden Seiten der Straße. Die fernen Baumreihen geben der flachen Landschaft ihr Gepräge", notiert Arno Surminski, der Autor des Romans „Jokehnen", das eigentlich Jäglack hieß, als er dort geboren wurde, eine halbe Autostunde entfernt. Immer wieder viel Wald. Und immer mehr Seen.

Die Sonne ist gerade untergegangen über dem See, als die Familie endlich Kehlen erreicht hat, eine kleine Siedlung am Schwenzaitsee.

„Sonnenuntergang über dem Schwenzaitsee bei Angerburg. Da könnte man einen Kulturfilm drehen", schreibt Arno Surminski. „Wildenten, Schwäne, Haubentaucher, auf der Wiese Pferde und trächtige Kühe, dazwischen der Klapperstorch beim Abendspaziergang. Die Sonne rutscht unaufhörlich ins Schilf, verbrennt im Untergehen ein weißes Segel auf dem Mauersee. Schnell etwas überziehen, sonst hubberst herum in der Abendkühle." Das werden die Wiecherts so ähnlich in den kommenden Abenden auch erleben.

Für diesen Abend reichts ihnen. Die Wirtin, eine Deutsche aus dem Ruhrgebiet, bringt eine kräftige Suppe. Ihr Mann hat hier ein neues Haus gebaut, auch für Feriengäste. Er ist in dem kleinen Haus gerade gegenüber, in dem jetzt ein gebürtiger Litauer mit seiner polnischen Frau wohnt, als Deutscher aufgewachsen, vor etwa 80 Jahren.

Und nun verbringen sie alle die erste Nacht in für Wolf Wiechert heimatlichem Gefilde. Es ist eigenartig. Als er mit seinem Bruder dort war, machte er sich das natürlich auch bewußt. Aber jetzt, mit der ganzen Familie, die ja außer ihm keineswegs Heimatgefühle haben dürfte, war das noch mal anders. Sie wollen sehen, wo er herkommt, jedenfalls die Überreste dessen, was früher hier einmal war, selbst in Augenschein nehmen, sind wegen ihm hierher mitgefahren, leben jetzt für ein paar Tage gewissermaßen im Bannkreis seiner Familiengeschichte, die genetisch gesehen für die Kinder auch deren halbe ist, aber eben doch durchaus fremd.

Am ersten Tag regnet es. Die Familie steht sowieso erst gegen Mittag auf. Als dann doch die Sonne durchkommt, gehen sie alle zum See, gerade ein paar Schritte über die sandige Zufahrt zu ihrem Haus. Da liegen Boote, zum Treten und Rudern, später kommt noch ein Motorboot hinzu, das zu steuern nicht ganz einfach ist, weil es ziemlich lang und schwer ist und immer ausschert, nach rechts, nach links, jedenfalls selten in die Richtung, in die seine Benutzer es haben wollen. Aber das ist wohl auch eine Frage der Übung und des Feingefühls.

Jedenfalls ist das interessant. Auch Angeln ist möglich, für Touristen in Angerburg ohne Angelschein. Früher hat es massenweise Brassen und Maränen im See gegeben, erzählt der Wirt, der es noch erlebt hat, daß sie mit einem Netz einmal 75 Kilogramm gefangen hatten. Heute gäbe es zu viele Kormorane, die alles abfischten. Der Garnführer, der beim Grafen Lehndorff im nahen Steinort angestellt war und dessen Schuppen er jetzt umgebaut hatte zu dem Haus, in dem die Familie nun wohnt, habe sich auf dieses Geschäft bestens verstanden. *W. W.*

MELDUNGEN

»Wir sind Russen«

Weil viele junge Menschen in entfernteren Regionen der Russischen Föderation ihre Hauptstadt noch nie gesehen haben, dafür aber – wie im Falle der Russen im Königsberger Gebiet – schon Metropolen im nahe gelegenen Ausland kennenlernen konnten, hat die Regierung ein Programm mit dem Namen „Wir sind Russen" ins Leben gerufen, um das Nationalbewußtsein der Heranwachsenden zu stärken. Anfang Januar startete von Königsberg erstmals ein Zug mit 400 Schülern zu einer Reise nach Moskau. Sie gehören zu den ersten von 2500 Schülern, die die Winterferien in der Hauptstadt verbringen werden.

Auf Initiative von Gouverneur Georgij Boos ist geplant, in den nächsten zwei Jahren ungefähr 60000 junge Russen in den Genuß solcher Reisen kommen zu lassen, damit sie die großen Städte Rußlands mit ihrer reichen jahrhundertealten Geschichte und die Kultur ihres Landes kennenlernen können. Etwa die Hälfte von ihnen kann umsonst reisen, für die anderen müssen die Eltern die Hälfte der Reisekosten selbst tragen.

Den größten Teil der Kosten für diese Bildungsreisen übernimmt die Föderation, ein kleinerer wird von den örtlichen Kassen getragen. Die Stadt Königsberg plant, im Austausch Altersgenossen ihrer Schüler aus anderen Regionen der Föderation aufzunehmen.

Noch bis zum 9. Februar werden jede Woche 300 bis 400 Kinder von Königsberg nach Moskau geschickt. Sie werden an geführten Exkursionen durch die Stadt teilnehmen, den Kreml und die Tretjakow-Galerie besichtigen sowie Ausflüge auf die Sperlingshügel und nach Sergijew Posad (ehemals Sagorsk) unternehmen. Zur Entspannung sind Besuche im Delfinarium und im Zirkus vorgesehen. *JJ*

Bauprogramm für 15 Jahre

Die Aufnahme in die Europäische Union eröffnet der Republik Polen völlig neue Finanzierungsmöglichkeiten für die Erneuerung ihrer Infrastruktur. Um das Straßennetz im südlichen Ostpreußen zu erneuern, sind mehr als 1,3 Milliarden Zloty vonnöten, was gut 340 Millionen Euro entspricht. Nach dem in der Region erarbeiteten Plan für ein neues Straßennetz endet der Umbau frühestens in 15 Jahren. Wälder, Seen und die Geländeverhältnisse führen dazu, daß die nötigen Straßeninvestitionen im südlichen Ostpreußen höher sind als in anderen Regionen der Republik. Man schätzt, daß die Erneuerung eines Straßenkilometers in der Region bis zu zehn Millionen Zloty (2,6 Millionen Euro) kosten könnte. Erneuert werden müßten mehr als 100 Brücken und Viadukte und mehr als 500 Woiwodschaftsstraßen, das heißt jeder vierte Straßenkilometer. Im Zuge der Erneuerung der Woiwodschaftsstraßen sollen auch bestehende Lücken geschlossen und die Traglast auf 115 Kilonewton erhöht werden. Noch hat die Mehrzahl der Straßen eine Traglast von nur 80 Kilonewton. Die geringe Tragfähigkeit führt schneller zu Schäden wie Spurrillen und Bodenschwellen.

»... übergeben am 18ten Januar 1816«

Einen Humpen, ein Carmen und eine Napoleon-Büste erhielt General Graf Bülow v. Dennewitz als Ehrengeschenk

Von Heinrich Lange

Zu den Ehrengeschenken des Generals Friedrich Wilhelm Graf Bülow von Dennewitz (vgl. Folge 6) gehört auch ein silbervergoldeter Münzdeckelhumpen mit der am oberen Rand umlaufenden Gravur „Dem vaterländischen Helden Herrn Grafen Bülow v. Dennewitz ehrfurchtsvol geweihet und übergeben von der Stadt Königsberg in Preußen am 18. Januar 1816“. Zu diesem Prunkgefäß gehört das „Prachtexemplar“ eines Carmens / Karmens / Festgedichts „Zur Feier der glorreichen Zurückkunft Sr. Excellenz ... kommandirenden Generals und Ritters der höchsten Orden“, wie es auf der Titelseite heißt. Der Humpen soll General Bülow mit „100jährigem Franzwein“ gefüllt vom Magistrat der Stadt auf dem Marktplatz, wohl dem Altstädtischen Markt, überreicht worden sein. König Friedrich Wilhelm III. schenkte ihm zum Tag seiner Rückkehr am 11. Januar 1816 eine erbeutete Napoleon-Büste aus Porzellan von rund 40 Zentimeter Höhe, die den französischen Kaiser als römischen Imperator darstellt.

Diese drei bisher unpublizierten Ehrengeschenke konnten 1945 gerettet werden und befinden sich noch in Familienbesitz. Humpen und Carmen sind als Leihgaben im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg ausgestellt.

Biograph Karl August Varnhagen von Ense schreibt 1853 über die Rückkehr des Generals in Königsberg: „Am 14. Januar machte er seine Wiederkehr durch folgende schlichte Anzeige bekannt: ‚Der so glücklich erkämpfte Friede hat mich wieder zu dem mir von der Königs Majestät anvertrauten Generalkommando von Ost- und Westpreußen und Litthauen zurückgeführt, und hierdurch einen meiner liebsten Wünsche verwirklicht ...‘ Die Stadt wollte ihm aber noch ein besonderes Fest geben und wählte dazu den Jahrestag der preußischen Krone, den 18. Januar. Oberbürgermeister und Magistrat erschienen in feierlichem Zuge und überbrachten ihm einen kostbar ausgestatteten Ehrenbürgerbrief nebst andern Darbietungen; Festtafel und Ball fehlten nicht, Weiheschriften und Gedichte, von Raphael Bock, von Ludwig von Baczko und Andern, wurden vorgetragen. Die Universität erließ an ihn eine in prächtigem Latein abgefaßte Beglückwünschung und schrieb ihn unter ihre Ehrenmitglieder ein. Vom Könige kam ein huldreiches Schreiben aus Berlin nebst dem Geschenk eines Brustbildes Napoleons aus der Porzellanfabrik von Sevres.“

Bei dem „Ehrenhumpen“ handelt es sich um einen mit 31 Zentimeter Höhe überdurchschnittlich großen, wahrscheinlich in Königsberg hergestellten silbernen, bis auf die Münzen außen vergoldeten Münzdeckelhumpen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Mit der Ornamentik des Barock-Klassizismus, dem Griff in Form eines Fauns, der als Meerjungfrau mit Delphinen gestalteten Daumenrast in Hochbarockformen und den in Deckel, Wand und Fuß eingelassenen Silbermünzen der Reformationszeit ist er künstlerisch reich ausgestattet.

„Ein schöner Gedanke war es“, so der Kunstmaler Friedrich Wilhelm Graf Bülow von Dennewitz, des berühmten Generals jüngster Enkel, das Gefäß „mit alten Münzen zu zieren, welche in ihren Inschriften die Macht Gottes preisen und auf die Ehre des Vaterlandes hinweisen, für die der Gefeierte gestritten hatte.“ Doch nur die von Meister Johann Leopold Käwerstein ausgeführte Überarbeitung und die Gravur stammen von 1815/16.

Die Vorderseite des mit sandfarbener Seide bezogenen und farbig bestickten Einbands des bei Heinrich Degen in Königsberg gedruckten Carmens ziert ein Lorbeerkranz mit dem Bild einer eine Büste bekränzenden weiblichen Gestalt in antikischem Gewand und Mauerkrone auf dem Haupt. Es ist die Personifikation der Stadt Königsberg. Zu ihren Füßen liegt auf dem Podest ein als „Städte Ordnung“ bezeichnetes Konvolut. So ist dieses Carmen, auf dessen Einband-Rückseite das Königsberger Wappen erscheint, auch ein Zeugnis der von Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein unter Mitwirkung des Königsberger Polizeidirektors Johann Gottfried Frey in Königsberg ausgearbeiteten, 1808 erlassenen und 1809 in Kraft getretenen Städteordnung, mit der eine vom Staat unabhängige kommunale Selbstverwaltung des Bürgertums im preußischen Gesamtstaat durch eine gewählte Stadtverordnetenversammlung und den von ihr eingesetzten Magistrat geschaffen wurde.





Humpen und Carmen: Als Leihgaben im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg ausgestellt

Das Carmen enthält neben dem Titelblatt ein weiteres seidenes Blatt mit einem bisher nicht abgedruckten Festgedicht zu Ehren des hochverdienten Generals, aus dem als Zeitzeugnis nur allzu deutlich die Genugtuung über die endgültige Befreiung Preußens von der napoleonischen Fremdherrschaft spricht. Die erste der zehn vierzeiligen Strophen sei hier abschließend zitiert: „Empfang' IHN wieder, thürmende Königsstadt, / Den lorbeerreichen SIEGER BEI DENNEWITZ, / Den dir dein König, dessen Antlitz / Dir nicht erglänzet, zum Trost verliehen!“

Seines 1815 verliehenen Grundbesitzes in Neuhausen und Grünhoff und seiner Stellung als Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen und Litauen konnte sich Bülow jedoch nur kurz erfreuen. Sechs Wochen nach seiner Rückkehr, am 25. Februar 1816, verstarb er wenige Tage nach seinem 61. Geburtstag infolge einer sich auf der Jagd in Neuhausen bei Königsberg zugezogenen Erkältung und hinterließ seine 25jährige Frau Pauline Juliane mit vier Kindern, darunter dem vierjährigen Stammhalter Friedrich Albert.

Lewe Landslied und Familienfreunde,

neues Jahr – neue Wünsche! Das Muster für unsere Ostpreußische Familie ist vorgegeben, und unsere Leserinnen und Leser stricken fleißig weiter. „Lang gehegt“ hat **Lieselotte Rüppel** geborene **Waschulewski** ihren Wunsch, aber nun ist es wirklich höchste Zeit, denn ihre Suchfrage betrifft ihre seit Ostern 1945 verschleppte Schwester **Erika** und der Kreis der eventuellen Zeitzeugen ist nicht sehr groß. Die sucht nämlich Frau Rüppel, denn sie hofft noch immer, daß jemand mit Erika Waschulewski auf deren Leidensweg zusammen war. Die am 29. Oktober 1919 in Schuchten, Kreis Treuburg Geborene wurde am 2. April 1945 zusammen mit einer Freundin von den Russen verschleppt. Dies geschah zwischen Althöfen und Bruchwalde, Kreis Sensburg. Die beiden jungen Frauen waren zur Zwangsarbeit in einer Kolchose in Althöfen eingeteilt und hatten für einen Tag „Osterurlaub“ bekommen, um ihre Angehörigen zu besuchen. Aber die Eltern Waschulewski warteten in Bruchwalde vergeblich auf die Tochter, denn obgleich diese eine schriftliche Bescheinigung vom Leiter der Kolchose besaß, daß sie dort im Arbeitsverhältnis stehe und die Straße ungehindert passieren könne, wurde sie von einer Russenhorde abgefangen. Sie wie auch ihre Freundin wurden zusammen mit anderen jungen Frauen auf einen Lastkraftwagen getrieben und abtransportiert. Die Freundin kehrte im August 1945 sehr krank nach Bruchwalde zu ihren dort verbliebenen Familienangehörigen zurück. Von ihr erfuhr die Familie Waschulewski, daß Erika in das Gefängnis Bartenstein gekommen sei, über den weiteren Verbleib konnte sie aber nichts sagen. Bis heute blieb ihr Schicksal ungeklärt. Auf einem Treuburger Treffen sprach Frau Rüppel mit einem alten Bekannten aus dem Nachbarort Erlental, der sagte, daß er Erika in Pr. Eylau gesehen habe. Dann müßte diese dort zur Arbeit eingesetzt worden sein. Nun hofft Frau Rüppel, daß sich vielleicht ältere Leserinnen, die damals ein ähnliches Los erlitten, an Erika Waschulewski erinnern. Es ist nicht das einzige ungeklärte Schicksal in der Familie, denn auch Frau Rüppels Bruder **Albert** Waschulewski, * 10. Mai 1922 in Schuchten, wird seit dem 31. Dezember 1943 bei den Kämpfen am Brückenkopf Nikopol-Dnjepr vermißt. Er gehörte dem Gebirgsjäger Regiment 144 / 3. Gebirgsdivision, Feldpostnummer 09469 D, an. Frau Rüppel wäre über jeden, auch den kleinsten Hinweis dankbar (Lieselotte Rüppel, Wacholderweg 9 in 34125 Kassel, Telefon 05 61 / 81 34 41).

Die ostpreußische Familie



Ruth Geede Foto: privat

Wie tief die ostpreußischen Wurzeln manchmal im Boden der Gegenwart verankert sind, beweist der Suchwunsch von **Waltraud Pfeffer** aus Mittenwald. Sie schreibt: „Eigentlich bin ich Rheinländerin, wohne seit 30 Jahren in Bayern, habe aber masurische Wurzeln.“ Deshalb ist sie eine treue Leserin unserer Zeitung, deshalb reist sie schon seit zwölf Jahren nach Masuren zur Spurensuche und wurde auch bereits im Staatsarchiv Allenstein und auf dem Standesamt Ortelsburg fündig. Aber es bleiben doch noch Fragen offen, die sich auf die Familie ihres Urgroßvaters **Gottlieb Skrzeba** beziehen. Dieser ging, wie so viele junge ostpreußische Männer, Ende des 19. Jahrhunderts nach „oberwärts“, wie man damals sagte, um als Bergmann zu arbeiten. Gottlieb Skrzeba, * 24. Dezember 1870 in Beutnerdorf, war verheiratet mit **Karoline** geborene **Liba**, * 28. September 1869 in Leynau bei Groß Schöndamerau. Das Ehepaar hatte bereits ein Kind, als es 1898 nach Gelsenkirchen-Bülse kam. Um diesen Urgroßvater geht es nun bei den von Frau Pfeffer gestellten Fragen. Hatte Gottlieb Skrzeba noch Geschwister? Blieben diese in der Heimat oder gingen sie auch in das Ruhrgebiet? Leben noch Nachfahren von ihm oder seinen Geschwistern? In seiner Heimat weilte Gottlieb Skrzeba einige Zeit in Fiugatten (Fingatten), wohl ein Vorwerk von Ortelsburg oder zu diesem gehörend. (Im „Geographischen Ortsregister Ostpreußen“ steht dieser Name für „Abbau zum Vorwerk Ortelsburg“). Nach 1900 wurde Fiugatten in Ortelsburg eingemeindet. Frau Pfeffer hat auf einer ihrer vielen Masurenreisen das Areal gefunden, aber vom Gut steht nichts mehr. Nun bittet sie um Informationen über diesen Ort und das Gut und wäre vor allem sehr erfreut über alte Abbildungen. (Waltraud Pfeffer, Am Fischweiher 24 in 82481 Mittenwald, Telefon 0 88 23 / 51 25, E-Mail: www.pfeffer@t-online.de).

Ein Foto wünscht sich auch **Ewald Rieg** aus Wittislingen, und diesmal führt die Frage an die Memel zum alten schönen Tilsit. Und das hat einen besonderen Grund. Herr Rieg bekam erst kürzlich durch Zufall Kontakt zu einer Tochter seines ehemaligen Chefs aus Tilsit, die aber im Westen geboren ist. Die Dame hat ihn schon oft besucht, und Herr Rieg konnte ihr viel erzählen über die Heimat ihrer Eltern, was sie bisher nicht wußte. Nun möchte er sie mit einem Bild von dem Haus überraschen, in dem ihre Eltern in Tilsit wohnten. Das dürfte nicht unmöglich sein, denn es handelt sich um die Hohe Straße, diese pulsierende Schlagader der Stadt, allerdings nicht um eine allgemeine Ansicht, sondern um das Haus Nr. 81. Es war das Eckhaus Hohe Straße / Saarstraße, das 1944 durch Bomben zerstört wurde. Herr Rieg benötigt die Ansicht von der Hausfront Hohe Straße. Er hofft, daß ehemalige Tilsiter noch eine Aufnahme von diesem Teil der Hohen Straße besitzen und ihm das Original – selbstverständlich mit Rückgabe – oder eine Kopie überlassen. Es wäre für ihn und die „nachgeborene“ Tilsiterin sicherlich eine große Freude (Ewald Rieg, Sapperallee 2 in 89426 Wittislingen, Telefon 0 90 76 / 5 04).

Noch einmal ein Wunsch von **Susi Dahlke-von Terzi**. Sie hatte ihn zusammen mit den beiden bereits veröffentlichten im Dreierpack übersandt, aber diesen mußte ich zurückstellen, weil ich noch nähere Angaben benötigte. Es handelt sich um Veröffentlichungen ihres Vaters **Alfred Otto** von Terzi, der als Redakteur und Schriftleiter auch in Lyck, Königsberg und Braunsberg tätig war, und dessen Name sicherlich manchen älteren Landsleuten bekannt ist. 1889 in Wien geboren, hat Herr von Terzi in seiner Heimatstadt und in Graz studiert und schon während dieser Zeit einige Abhandlungen über studentische Verbindungen wie die Broschüre „Fechten und Mensur in Österreich“, die er als 24jähriger herausgab, veröffentlicht. Später erweiterte er diesen Bereich, vor allem während seiner Tätigkeit als Schriftleiter der „Deutschen Hochschulzeitung“, so daß von Terzi als „Studentengeschichtler“ bekannt wurde. Von seinen zahlreichen Arbeiten wären besonders zu nennen die Schrift zum 50jährigen Bestehen der Deutschen Landsmannschaft, die Chronik der Landsmannschaft Normannia Wien und die Geschichte der Prager Studentenverbindungen. Frau Dahlke-von Terzi hätte nun gerne für ihre Kinder einige dieser Veröffentlichungen ihres 1977 verstorbenen Vaters, auch als Kopie, und fragt, wo sich solche befinden könnten – vielleicht in Bibliotheken, Archiven oder in privaten Bücherschränken ehemaliger Verbindungsstudenten. Für diesbezügliche Hinweise wäre sie dankbar (Susi Dahlke-von Terzi, Siemensstraße 26 in 71636 Ludwigsburg, Telefon 0 71 41 / 44 66 34).

Ach ja, noch einmal „zurück zu den Wurzeln“: Die ihrer Familie fand **Elisabeth Jacobshagen** im vergangenen August in Schloßbach / Pillupönen greifbar in dem noch vorhandenen Haus ihrer Großeltern **Georg** und **Wilhelmine Waltereit**. Sie besaßen eine kleine Landwirtschaft und verwalteten auch die Post im Ort. Im Internet fand Frau Jacobshagen nun den Hinweis auf ein Kirchspieltreffen Schloßbach, das allerdings schon im Oktober 2003 in Düsseldorf stattgefunden hat. Ihre Frage ist einfach: „Wer weiß etwas davon und kann von dem Treffen oder auch von alten Zeiten erzählen?“ Da meine Mutter aus diesem Kreis stammt, besitze ich die geradezu akribisch erstellte Dokumentation „Der Kreis Stallupönen (Ebenrode)“ von Dr. phil. Rudolf Grenz. Und siehe da: Ich fand in dem Verzeichnis der landwirtschaftlichen und sonstigen Betriebe im Ortsbereich Schloßbach auch „Georg Waltereit, Posthalter“! Ja – was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen! Ich glaube, Sie werden viele Zuschriften bekommen, liebe Frau Jacobshagen. Bleibt für mich nur noch ein kleiner Tipp: Lesen Sie sorgfältig die Berichte aus den Heimatkreisen in unserer Zeitung (Elisabeth Jacobshagen, Sögeler Straße 64 in 30539 Hannover, Telefon 05 11 / 52 17 25)!

Noch einmal zu der in Nr. 50 erschienenen Frage von Herrn Dr. med. **Kaiser** nach dem in Alt-Preußen gelegenen Ort Klippenfeld, aus dem die Vorfahren einer aus Rußland stammenden deutschen Krankenschwester stammen sollen. Sie wurden von der Zarin Katharina der Großen im Ural angesiedelt. Nun konnte Herr Dr. Kaiser diesen Platz präzisieren: Es handelt sich um die Region Orenburg im Südural, wo es zwölf vorwiegend von Deutschen bewohnte Dörfer gibt beziehungsweise gab. Bemerkenswerterweise soll sich dort unter den Bewohnern der ostpreußische Dialekt der Urheimat erhalten haben. Aber wo lag bloß dieses Klippenfeld? Bislang war nichts über den Ort und die Umsiedlung zu erfahren. Ist auch für uns ein interessantes Thema, da anscheinend kaum bekannt (Dr. med. G. Kaiser, Karl-Engelhard-Straße 7 in 34286 Spangenberg, Telefon 0 56 63 / 79 00, Fax 0 56 63 / 9 10 49).

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Wir gratulieren ...

ZUM 98. GEBURTSTAG

Wesseloh, Reta, geb. Kelch, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Lüneburgstraße 130. Gartenhaus „Haus Zuflucht“, 29614 Soltau, am 13. Januar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Martens, Emmy, geb. Dziobaka, aus Gr. Gablick, Kreis Lötzen, jetzt Büdinger Straße 9, 61118 Bad Vilbel, am 18. Januar

Franz, Edith, geb. Scheffler, aus Berlingen, Kreis Ebenrode, jetzt Schulweg 3, 39615 Seehausen, am 1. Januar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Lemmel, Gertrud, geb. Schwabe, aus Bruchhöfen, Kreis Ebenrode, jetzt Uelzener Straße 73 b, 21335 Lüneburg, am 16. Januar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Schüler, Hedwig, geb. Cziesla, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Im Wüngerchen 18, 50259 Pulheim, am 19. Januar

Tuchlinski, Dr. Kurt, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Am Kupferhammer 10, 95615 Marktredwitz, am 18. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Kohtz, Georg, aus Pobethen, jetzt Fürstenwalder Straße 25, 26133 Oldenburg, am 17. Januar

Magunski, Helene, geb. Müller, aus Wehlau, Lindendorfer Straße, Kreis Wehlau, jetzt Kirchstraße 8, 40789 Monheim, am 17. Januar

Mast, Otti, geb. Klenzan, aus Neidenburg, Skottau, Kreis Neidenburg, jetzt Mölleney-Straße 28, 45289 Essen, am 21. Januar

Matzkewitz, Herbert, aus Wehlau, Kleine Vorstadt, Kreis Wehlau, jetzt Neidenburger Straße 24, 31141 Hildesheim, am 16. Januar

Max, Rose, geb. Kaminski, aus Giesen, Kreis Treuburg, jetzt v. Plettenbergstraße 47, 59581 Warstein, am 16. Januar

Mohr, Gertrud, geb. Stein, aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Hesckielstraße 7a, 39112 Magdeburg, am 18. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Döring, Edith, geb. Stattaus, aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Essener Weg 1, 35428 Langgöns, am 19. Januar

Döring, Erich, aus Königsberg-Maraunenhof, Auf der Palwe 17, jetzt Bischofsrieggstraße 3, 86899 Landsberg a. Lech, am 11. Januar

Grohs, Charlotte, geb. Pierags, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Zum alten Feld 23, 63679 Schotten, am 19. Januar

Hoppe, Fritz, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Krummessener Mühlenweg 8, 23628 Krummesse, am 16. Januar

Janowski, Erika, geb. Bahr, aus Lyck, jetzt Holtenauer Straße 291, 24106 Kiel, am 20. Januar

Lubba, Gertrud, geb. Konietzko, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Meller Straße 5, 33613 Bielefeld, am 19. Januar

Regenbrecht, Maria, geb. Fischer, aus Klein Nuhr, Neuwaldau I, Kreis Wehlau, jetzt Klempauer Straße 64, 23628 Krummesse, am 22. Januar

Rohmann, Auguste, geb. Bettseller, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Anger 26, 47445 Moers, am 18. Januar

Westphal, Hildegard, geb. Dolenga, aus Lyck, und Kleschen, Kreis Treuburg, jetzt Milanstraße 102, 30627 Hannover, am 20. Januar

Zink, Marie, geb. Zink, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Siebenbürgenweg 51, 40591 Düsseldorf, am 20. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Arlart, Leo, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Bahnhofsweg 2, 98529 Suhl, am 15. Januar

Friederici, Hildegard, geb. Friederici, aus Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Kantstraße 3, 24576 Bad Bramstedt, am 20. Januar

Gyzas, Gisela, geb. Trojan, aus Jürgenau, Kreis Lyck, jetzt Lavener Straße 65, 27619 Schiffdorf, am 22. Januar

Krafzik, Erna, geb. Mitros, aus Lyck, Bismarckstraße 52, jetzt Walnußweg 21, 48531 Nordhorn, am 18. Januar

Lenz, Hilde, geb. Krumm, aus Leegen, Kreis Ebenrode, jetzt Am Norderfeld, 18347 Ostsebad-Wustrow, am 9. Januar

Marx, Lina, geb. Böhnke, aus Tapiau, Uferstraße, Kreis Wehlau, jetzt Fritz-Remy-Straße 11, 63071 Offenbach, am 21. Januar

Müller, Gustav, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Schanzer-Weg 215, 26180 Rastede, am 1. Januar

Räder, Meta, geb. Lander, aus Ebenfelde, Kreis Schloßberg, jetzt Lossener Damm 10, 15827 Blankenfelde/Brandenburg, am 21. Januar

Schmidt, Hildegard, geb. Milbrecht, aus Kreis Elchniederung, jetzt Ostpreußenweg 18, 29549 Bad Bevensen, am 17. Januar

Sohn, Inge, geb. Grade, aus Königsberg, jetzt Rathausstraße 6, 49497 Mettingen, am 19. Januar

Tregel, Herta, geb. Joswig, aus Königswalde, Kreis Lyck, jetzt a.d. Schwärz 12, 97447 Gerolzhofen, am 21. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Damm, Ottilie, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Carl-Maria-von-Weber-Straße 45, 24768 Rendsburg, am 22. Januar

Erbskorn, Hildegard, geb. Arlart, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Martin-Luther-Anlage 8, 63450 Hanau, am 21. Januar

Erhardt, Elfriede, geb. Duddek, aus Maschen, Kreis Lyck, jetzt Achenstraße 18, A-6200 Jenbach/Tirol, Österreich, am 20. Januar

Pißowotzki, Martha, geb. Roslan, aus Schuttschenofen, Kreis Neidenburg, jetzt Ringstraße 46, 42929 Wermelskirchen, am 22. Januar

Schwekusch, Margarete, geb. Warda, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Hauptstraße 17, 03149 Trebendorf, am 19. Januar

Steinert, Karl, aus Stosnau, Kreis Treuburg, jetzt Ludwig-Keller-Straße 33, 91522 Ansbach, am 18. Januar

Symanek, geb. Szierbowski, aus Spirgsten, Kreis Lötzen, jetzt Ketteler Straße 9, 63179 Obertshausen, am 16. Januar

Weissmann, Hilde, geb. Engelbrecht, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 119, jetzt Neuer Markt 52, 42781 Haan, am 21. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Bauer, Gerhard, aus Ortelsburg, jetzt Mons-Tabor-Straße 28, 56410 Montabaur, am 17. Januar

Böger, Gerda, geb. Eglinski, aus Tutschen, Kreis Ebenrode, jetzt Sophienstraße 13, 45130 Essen, am 9. Januar

Brown, Gertrud, geb. Becker, aus Schönhorst, Kreis Lyck, jetzt Sunrise Farm Road Maidenhead, Berkshire SL6 – 5HY, Großbritannien, am 19. Januar

Frahm, Johanna, geb. Hapke, aus Plibischken, Kreis Wehlau, jetzt Im Krimpel 32, 49439 Steinfeld, am 16. Januar

Hellwig, Otto, Kreis Pr. Holland, jetzt Erlenfeldstraße 55a, 34123 Kassel, am 22. Januar

Henseleit, Kurt, aus Insterburg, Hindenburgstraße 29, jetzt Erlenbacher Weg 35, 64658 Fürth/Odw., am 10. Januar

Klein, Gertrud, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Erlenstraße 8a, 45701 Herten, am 17. Januar

Klinger, Betty, geb. Bendig, aus Neufelde, Kreis Elchniederung, jetzt Markt 52, 25746 Heide, am 21. Januar

Kontarski, Kurt, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Schillerstraße 6, PF 02/87, 04746 Hartha, am 16. Januar

Koschorreck, Horst, aus Auerbach, Kreis Wehlau, jetzt Roseggerweg 3, 21079 Hamburg, am 18. Januar

Lachenwitzer, Ursula, geb. Max, aus Treuburg, Bussestraße 6, jetzt Brinkweg 20, 37671 Höxter, am 16. Januar

Lück, Margarete, geb. Konopka, aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Marienburger Straße 14, 21465 Wentorf, am 17. Januar

Manko, Otto, aus Talken, Kreis Lyck, jetzt Holzbachstraße 29, 86152 Augsburg, am 19. Januar

Moderegger, Margot, geb. Gross, aus Burgkampen, Kreis Ebenrode, jetzt In der Paschenburg 3, 37181 Hardegsen, am 9. Januar

Möller, Helene, geb. Grigo, aus Reichenstein, Kreis Lötzen, jetzt Willi-Külper-Straße 32, 25761 Büsum, am 17. Januar

Müller, Margarete, geb. Kempf, aus Königsberg, jetzt Mühlenredder 125b, 21465 Reinbek, am 19. Januar

Muzeiko, Herta, geb. Laskowitzki, aus Lyck, Lycker Garten 58, jetzt Wattstraße 7, 23566 Lübeck, am 19. Januar

Pankratz, Margarete, aus Sonnau, Kreis Lyck, jetzt Lorsbecke Straße 62, 52428 Jülich, am 19. Januar

Prühs, Margarete, aus Soldau, Kreis Neidenburg, jetzt Hamburger Straße 143, 22926 Ahrensburg, am 18. Januar

Schulz, Herbert, aus Schönlinde, Kreis Heiligenbeil, jetzt Quanthofenstraße 12, 31020 Salzhemmendorf, am 18. Januar

Seewald, Ilse, aus Lyck, jetzt Wiesenstraße 20, 29331 Lachendorf, am 17. Januar

Stuhlemmer, Werner, aus Falkenhöhe, Kreis Elchniederung, jetzt Bergstraße 28 A, 48282 Emsdetten, am 16. Januar

Tobien, Gerda, geb. Böhnke, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Heinrich-Zille-Straße 35, 15732 Schulzendorf, am 17. Januar

Waschkowski, Hildegard, geb. Hess, aus Raineck, Kreis Ebenrode, jetzt Wolfgangstraße 59, 74564 Crailheim, am 14. Januar

Zacharias, Maria, geb. Karlisch, aus Lötzen, jetzt Hermann-Aue-Straße 6, 21493 Talkau, am 16. Januar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bolli, Günther, aus Kurrenberg, Kreis Elchniederung, jetzt Eibenweg 6, 37085 Göttingen, am 16. Januar

Borbe, Ursula, geb. Gröck, aus Tapiau, Memellandstraße, Kreis Wehlau, jetzt Meydenbauerweg 17, 13593 Berlin, am 18. Januar

Borowski, Paul, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Hakkelberg 37, 41836 Hückelhoven, am 20. Januar

Braun, Ursula, geb. Gallitz, aus Görlitte, Kreis Ebenrode, jetzt Schützenstraße 9, 06842 Dessau, am 22. Januar

Broßeit, Kuno, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Richtweg 3, 27412 Wilstedt, am 16. Januar

Deutschmann, Heinz, aus Kiöwen, Kreis Treuburg, jetzt Falkenberg 15, 42859 Remscheid, am 17. Januar

Dicmanis, Lieselotte, geb. Salloch, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Danziger Straße 1, 21339 Lüneburg, am 21. Januar

Dreipelcher, Dr. med. Horst, aus Lyck, jetzt Am Mainkanal 10, 63450 Hanau, am 19. Januar

Gerhardt, Emil, aus Neu-Trakehnen, Kreis Ebenrode, jetzt Flensburger Straße 42, 01157 Dresden, am 4. Januar

Gorzalka, Werner, aus Treuburg, Grenzstraße, Kreis Treuburg, jetzt Edelweißstraße 14, 88317 Aichstetten, am 21. Januar

Gründer, Grete, geb. Elzner, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Hinter der Reihe 2/OT Krankenhagen, 31737 Rinteln, am 16. Januar

Haupt, Gerda, geb. Webrat, aus Gowarten, Kreis Elchniederung, jetzt Leddiner Weg 9, 16866 Kyritz, am 20. Januar

Hinz, Dora, geb. Hebmüller, aus Sandau, Kreis Ebenrode, jetzt Im Sande 1-3, 21698 Harsefeld, am 4. Januar

Holzapfel, Helene, geb. Kowalewski, aus Moddelkau, Kreis Neidenburg, jetzt Parkstraße 21, 31582 Nienburg, am 22. Januar

Joswig, Johannes, aus Sentken, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 190, 47178 Duisburg, am 17. Januar

Kaluza, Charlotte, geb. Saleker, aus Rehbusch, Kreis Ebenrode, jetzt Goethe-Straße 13, 67277 Frankenthal, am 6. Januar

Kapitzki, Paul, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Helstraße 27, 44894 Bochum, am 16. Januar

Kasimir, Helmut, aus Groß Blumenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Gießereistraße 22, 44289 Dortmund, am 20. Januar

Klehr, Betty, geb. Lange, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Westrumbstraße 9, 31785 Hameln, am 16. Januar

Koch, Hans, aus Eydtkau, jetzt Traarer Rathausmarkt 4, 47802 Krefeld, am 14. Januar

Kühnel, Brunhilde, geb. Renz, aus Wehlau, Richardstraße, Kreis Wehlau, jetzt Nürnberger Straße 47 B, 97076 Würzburg, am 19. Januar

Leuscher, Gerda, geb. Pletz, aus Wolittnick, Kreis Heiligenbeil, jetzt Goethestraße 30, 22767 Hamburg, am 17. Januar

Link, Walter, aus Eydtkau, jetzt Rather Mauspfad 52, 51107 Köln-Rath, am 21. Januar

Maack, Hildegard, geb. Gorski-Marzinowski, aus Neidenburg, Burgstraße 23, Kreis Neidenburg, jetzt Riemannstraße 97, 23701 Eutin, am 16. Januar

Mäder, Gerda, geb. Janzik, aus Waiblingen, Kreis Lyck, jetzt Frittlinger Straße 36, 78549 Spaichingen, am 20. Januar

Orlick, Max, aus Kl. Stürlack, Kreis Lötzen, jetzt Gewerbestraße 13, 79865 Grafenhausen, am 16. Januar

Patz, Asser, aus Marienhof, jetzt Fliederweg 5, 38470 Parsau, am 20. Januar

Peters, Gertrud, geb. Czarantzki, aus Wientzkowen, Kreis Neidenburg, jetzt Altonaerstraße 2, 44145 Dortmund, am 20. Januar

Preugschat, Irmgard, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Neuenhofer Straße 15, 42349 Wuppertal, am 5. Januar

Pukies, Egon, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Ernst-Thälmann-Straße 3, 99438 Bad Berka, am 18. Januar

Rohde, Kurt, aus Vierbrücken, Kreis Lyck, jetzt Im Kiss 12, 55767 Niederbrombach, am 19. Januar

Rudnik, Walter, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, jetzt Gartenstraße 35, 47506 Neukirchen-Vluyn, am 22. Januar

Schaub, Elisabeth, geb. Scharfschwerdt, aus Lank, Kreis Heiligenbeil, jetzt Finkenstraße 23, 59192 Berkamen, am 19. Januar

Schiweck, Paul, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Ziegelweg 13, 72141 Walddorfhäslach, am 18. Januar

Schwenzfeier, Franz, aus Peterswalde, Kreis Heilsberg, jetzt Goethestraße 56, 42489 Wülfrath, am 9. Januar

Seidel, Lisbeth, geb. Duschneit, aus Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Samoastraße 11, 45357 Essen, am 20. Januar

Stoll, Willy, aus Wittingen, Kreis Lyck, jetzt Zur Alten Heide 10, 21386 Betzendorf, am 20. Januar

Straigt, Margarete, geb. Abrosat, aus Preußenwall, Kreis Ebenrode, jetzt 176 Mc Lean RD/CORTLAND, NY 13045 USA, am 2. Januar

Wenda, Erwin, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Kerkhofsweg 13, 45896 Gelsenkirchen, am 18. Januar

Ziethen, Erika, geb. Schmidt, aus Bitterfelde, Kreis Labiau, jetzt Fünfstück 8, 22147 Hamburg, am 18. Januar

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Esslingen – Donnerstag, 19. Januar, 15 Uhr findet im Waldheim auf dem Zollberg in Esslingen die diesjährige Jahreshauptversammlung mit anschließendem Grützwurstessen statt.

Ludwigsburg – Dienstag, 24. Januar, 15 Uhr Stammtisch in den „Kronenstuben“, Kronenstraße 2, Ludwigsburg. Kontakt: Horst Glombowski, Telefon (0 70 62) 93 02 91.

Schwäbisch-Hall – Freitag, 28. April bis Sonnabend, 7. Mai unternimmt die Gruppe der Ost- und Westpreußen sowie Pommern eine Bus- und Schiffsfahrt über Köslin, Danzig, Braunsberg, Königsberg, Tilsit, Vilnius, Riga, Reval, Helsinki und auf dem Seeweg nach Rostock. Zu dieser Reise sind Landsleute und alle Reiselustigen, die etwas Schönes sehen und erleben wollen, ganz herzlich eingeladen. Anmeldung und weitere Auskunft: Elfi Dominik, Teurerweg 11, 74523 Schwäbisch-Hall, Telefon (07 91) 7 25 53.

Schwenningen – Donnerstag, 2. Februar, 14.30 Uhr finden sich die Senioren zu ihrem Beisammensein im Restaurant „Thessaloniki“ ein. Es werden Faschingsbräuche aus Königsberg und Stettin vorgetragen. Danach wird ein Dia-Film gezeigt.

Stuttgart – Mittwoch, 18. Januar, 15 Uhr Monatsversammlung im Haus der Heimat, Großer Saal. Das Treffen findet gemeinsam mit der Frauengruppe statt. Themen: Winterzeit in der Heimat und hier. Gedichte, Geschichten und Lieder. Gestaltung: Uta Lüttich und Magda Bessel. Bitte Kuchen mitbringen.

Ulm / Neu-Ulm – Donnerstag, 19. Januar, 14.30 Uhr Zusammenkunft der Frauengruppe mit Vorschlägen für das Programm dieses Jahres. Die Treffen der Frauengruppe finden jeweils am dritten Donnerstag im Monat statt. Alle Veranstaltungen der Gruppe sind in den „Ulmer Stuben“. Kontakt: Hans-Jürgen Jahnke, Telefon (07 31) 5 72 19.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonnabend, 21. Januar, 17 Uhr Treffen zum Grützwurstessen mit Musik und guter Laune im „Platengarten“.

Bamberg – Mittwoch, 18. Januar, 16 Uhr Monatsversammlung in der Gaststätte „Tambosi“, Promenade.

Erlangen – Dienstag, 17. Januar, 14.30 Uhr Treffen der Frauengruppe im Jugendzentrum im Frankenhof, Raum 20. Kontakt: Ursula Rosenkranz, Telefon (0 91 31) 82 56 54.

Landshut – Dienstag, 17. Januar, 14 Uhr Zusammenkunft in der „Insel“ zur Jahreshauptversammlung mit Kassenprüfung. – Dienstag, 7. Februar, 11 Uhr Weißwurstessen im Gasthaus „Heigl“ in der Herrengasse Landshut.

Ulm / Neu-Ulm – Donnerstag, 19. Januar, 14.30 Uhr Zusammenkunft der Frauengruppe mit Vorschlägen für das Programm dieses Jahres. Die Treffen der Frauengruppe finden jeweils am dritten Donnerstag im Monat statt. Alle Veranstaltungen der Gruppe sind in den „Ulmer Stuben“. Kontakt: Hans-Jürgen Jahnke, Telefon (07 31) 5 72 19.

Waldkraiburg – Mittwoch, 25. Januar, 14 Uhr Zusammenkunft der Ostpreußen im Lokal „Graf Toerringhof“ in Waldkraiburg, Berliner Str. 20. Kontakt: Heinz Brack, Telefon (0 86 38) 81 02 96.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

HEIMATKREISGRUPPEN

Tilsit-Stadt / Tilsit-Ragnit – Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung in den „Ratsstuben JFK“, Am Rathaus 9, 10825 Berlin. Anfragen Tilsit-Stadt bei Heinz-Günther Meyer, Telefon (0 30) 2 75 18 25, Anfragen Ragnit bei Emil Drockner, Telefon (0 30) 8 15 45 64.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Telefon (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

LANDESGRUPPE

Montag, 30. Januar, 15.15 Uhr (im Eingang des Klosters, Kolpingstr. 1c) Führung durch das wiederbelebte Kloster im Bremer Schnoor durch Wilhelm Tacke, Vorsitzender des Bremer Heimatbundes. Wilhelm Tacke zeigt das Brigittenkloster und ermöglicht einen interessanten Bereich bremischer Geschichte. Anschließend gibt es eine Kaffeetafel mit selbstgebackenem Kuchen (5 Euro). Wegen der Notwendigkeit der Vorbestellung wird eine Anmeldung unter Telefon (04 21) 3 46 97 18 erbeten.

ORTSGRUPPEN

Bremerhaven – Freitag, 20. Januar, 13 Uhr Grünkohlessen der Ost- und Westpreußen sowie des Heimatkreises Elbing im Kleingartenverein Süd. Kontakt: Marita Jachens-Paul, Telefon (04 71) 8 61 76.

Die Rede des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, auf der Großveranstaltung des Deutschlandtreffens der Ostpreußen am 22. Mai 2005 in Berlin liegt ab sofort als Druckschrift vor. Die 24seitige Broschüre kann schriftlich gegen Zusendung von 1,50 Euro in Briefmarken bei der Landsmannschaft Ostpreußen, Zentrale, Parkallee 86, 20144 Hamburg bestellt werden.

Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Jeden ersten und dritten Dienstag im Monat bietet das Ostpreußische Landesmuseum Führungen und Filmvorführungen speziell für Senioren an. Dienstag, 17. Januar, 14.30–16.30 Uhr veranstaltet der Sammler Johannes Martin im Ostpreußischen Landesmuseum eine Führung durch die Ausstellung „Spielzeug vergangener Kinderträume“ (bis zu 200 Jahre altes erzgebirgisches Spielzeug). Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee und Gebäck). Gruppen nach Anmeldung, gesonderte Termine möglich. Nähere Informationen, Telefon: (0 41 31) 7 59 95 14.

Bismarckbund

Kiel – Sonnabend, 28. Januar Jahresempfang des Bismarckbundes, Landesverband Schleswig-Holstein, und der SWG Schleswig-Holstein mit politischem Jahresrückblick. Nähere Informationen bei der Geschäftsstelle des Bismarckbundes, Telefon (0 41 01) 58 50 oder (04 31) 5 79 65 56 sowie im Internet www.bismarckbund.de



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax. (0 40) 6 93 35 20.

FRAUENGRUPPE

Dienstag, 17. Januar, 14.30 Uhr Treffen in der K.-Wahl-Begegnungsstätte. Eva Sradnick erzählt vom „Winter in Ostpreußen“. Es gibt eine Jahresvorschau und -rückschau.

HEIMATKREISGRUPPEN

Heiligenbeil – Jahreshauptversammlung der Heimatkreisgruppe Heiligenbeil am 4. Februar, um 14 Uhr im Seniorentreff, Am Gojenbomm 30. Kostenbeitrag für Kaffee und Kuchen 3 Euro. Sie erreichen den Seniorentreff, mit der U-Bahn Linie 3, Richtung Mümmelmannsberg, bis Horner Rennbahn, Ausgang „Am Gojenboom“. Da Vorstands-Wahlen sind, wird um rege Beteiligung gebeten. Anmeldung bei Landsmann K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60, bis 2. Februar.

Insterburg – Freitag, 3. Februar, 14.30 Uhr Jahreshauptversammlung und Jahresrückblick, Kappenfest mit Gedichten und Liedern unserer lieben Insterburger. Das Treffen findet in der „Postkutsche“, Horner Landstr. 208, statt.

Sensburg – Sonntag, 15. Januar, 15 Uhr erste Zusammenkunft der Gruppe im neuen Jahr zum Plachandern im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20537 Hamburg.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 7. Februar, 15 Uhr trifft sich die Gruppe im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstraße 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz, U-Bahn Billstedt). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 30 Januar, 15 Uhr Heimatnachmittag im Gasthaus „Waldquelle“, Meckelfeld, Höpenstraße 88 (mit Bus 443 bis Waldquelle). Es gibt einen Film zu sehen mit dem Titel „Eisfischen am Goldaper See; die Kurische Nehrung und das Memelland“, von und mit Dieter Gustmann. Kontakt: Adolf Naroska, Große Str. 97, 21075 Hamburg.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Alsfeld – Sonntag, 15. Januar, jährliches Eisbeinessen mit Königsberger Klopsen der Gruppe der Schlesier und Ostsee (Ost- und Westpreußen, Danzig sowie Pommern). Dazu gibt es einen Filmvortrag sowie umfassende Informationen aus der landsmannschaftlichen Arbeit in Hessen. Kontakt: Margarete Eick, Hof Kraußenberg 2, 36304 Alsfeld-Hattendorf, Telefon (0 66 31) 22 57.

Darmstadt – Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr Monatstreffen im Bürgersaal des Luise-Büchner-Hauses, Darmstadt-Neu-Kranichstein, Grundstr. 10 (EKZ). Nach der Kaffeetafel berichten Landsmann Alfred Jüngling und seine Frau über eine Reise im August 2005 nach Nordostpreußen und den dabei aufgetretenen Schwierigkeiten. Von Montag, dem 18. bis zum Donnerstag, dem 21. September ist eine Busfahrt nach Lüneburg geplant. Dabei soll außer der 1000jährigen Salzstadt Lüneburg auch das Ostpreußische Landesmuseum besichtigt werden. Weitere Ziele sind die Lüneburger Heide und der Vogelpark Walsrode. Anmeldungen bei Gerhard Schröder,



Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.
(Freiherr Josef von Eichendorff)

Nach 65-jähriger Ehe und einem erfüllten Leben entschlief heute

Willy Binding

Oberstleutnant a. D.

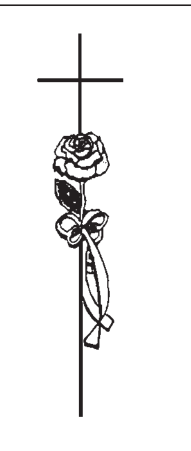
∗ 8. 8. 1916 † 29. 12. 2005

In Liebe und Dankbarkeit
nehmen wir Abschied

Eva Binding, geb. Sander
Peter und Karin Binding
Nadine und Andreas
und alle Anverwandten

Die Beisetzung findet in aller Stille statt.

Sollte jemand aus Versehen keine besondere Anzeige erhalten haben, so bitten wir, diese als solche zu betrachten.



Blätter fallen… Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.
Rilke

Nach einem erfüllten Leben für Familie und Beruf verstarb ruhig

Dr. med. Erika Gleim

geb. Schroeder

∗ 22. 9. 1912 Neu-Rugeln/Memelland † 16. 12. 2005 Braunschweig

Wir gedenken Ihrer in großer Liebe, Achtung und Dankbarkeit

Dr. Martin Gleim und Jutta Busch
Dr. Dorothea Gleim
Sabine Wolf, geb. Schroeder
Christiane Schroeder
Bettina Kordt, geb. Gleim
und Familien

Traueranschrift: D. Gleim, Nußbergstraße 16, 38102 Braunschweig

Die Beerdigung fand am Freitag, dem 23. Dezember 2005, um 12.00 Uhr auf dem Hauptfriedhof in Braunschweig statt.

Wir nehmen Abschied in Dankbarkeit und Trauer

Botho Lehwald

Oberstleutnant a. D.

∗ 10. Januar 1923 Thomsdorf/Ostpr. † 3. Januar 2006 Hamburg

Sieglinde Lehwald, geb. Romahn
und Familie

Krohnsheide 3a, 22147 Hamburg

Meine Zeit steht in deinen Händen

Wir haben Abschied genommen von unserem lieben

Hermann Johannes Schulz

∗ 29. 1. 1926 Gr. Schönau/Ostpreußen † 21. 12. 2005 in 74235 Erlenbach, Mörikestraße 11

Die Angehörigen

Telefon (0 61 51) 14 87 88.

Dillenburg – Mittwoch, 25. Januar, Monatsversammlung. Zur Einstimmung liest Lothar Hoffmann aus dem Märchen „Zwölf mit der Post“ von Hans-Christian Andersen. Nähere Informationen bei Ingrid Nowakiewitsch, Telefon (0 27 73) 39 41.

Frankfurt am Main – Donnerstag, 26. Januar, 14 Uhr Plachander-Nachmittag im Haus der Heimat, Porthstr. 10, Frankfurt am Main.

Wiesbaden – Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr Monatstreffen im Haus der Heimat, Großer Saal, Wiesbaden, Friedrichstraße 35. Thema: „Masurische Seele“, Geschichten zum Schmunzeln und Lachen. Ein Nachmittag mit dem ostpreußischen Journalisten und Schriftsteller Heinz Kurt Kays. Er liest aus eigenen Werken. Bisher hat er mehr als 300 Kurzgeschichten in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Zuvor gibt es Kaffee und Kuchen.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Buxtehude – Ankündigung: Winterreise nach Krutinnen im Herzen Masurens von Freitag 10. Februar bis Sonntag, 19. Februar 2006. Das ostpreußische Wintermärchen Masuren – Fahrtablauf: 1. Tag Anreise mit dem Bus bis Dolgen, Übernachtung im Hotel „Haus am See“, 2. Tag Weiterfahrt bis Krutinnen, 3. bis 8. Tag Aufenthalt in Krutinnen im Hotel „Habenda“, 9. Tag Rückreise bis Dolgen, 10. Tag Weiterfahrt bis Buxtehude / Stade. Das Tagesprogramm wird noch örtlich festgelegt. Vorgeschlagen wird unter anderem eine Pferdeschlittenfahrt mit Lagerfeuer, ein Besuch des Eissegelns in Nikolaiken oder Lötzen, ein Spaziergang mit dem Förster durch den Winterwald, eine Fahrt zur Skipiste in Sensburg bei Abendbeleuchtung sowie eine Abendliche Lesestunde am Kaminfeuer. Nähere Informationen unter Telefon (0 41 61) 34 06.

Braunschweig – Mittwoch, 8. Februar, 16 Uhr nächste Veranstaltung der Gruppe im „Stadtparkrestaurant“, Jasperallee 42 in Braunschweig (wegen Renovierungsarbeiten und Betreiberwechsel im „Stadtparkrestaurant“ erst zu diesem Termin). Hannelore Pirlick vom Verein Deutsche Sprache wird über das Thema „Ernst Wiechert und die deutsche Sprache“ referieren.

Helmstedt – Donnerstag, 9. Februar, 15 Uhr Treffen der Gruppe im „Park Hotel“, Albrechtstr. 1, Helmstedt. Kontakt: Helga Anders, Zwickauerstr. 12, 38350 Helmstedt, Telefon (0 53 51) 91 11.

Osnabrück – Freitag 20. Januar, 15 Uhr Treffen der Frauengruppe in der Gaststätte „Bürgerbräu“, Blumenhaller Weg 43, Osnabrück. Kontakt: Barbara Kleine, Vromelo 25, 49084 Osnabrück. – Donnerstag, 26. Januar, 15 Uhr Literaturkreis in der Gaststätte „Bürgerbräu“, Blumenhaller Weg 43. – Dienstag, 31. Januar, 16.45 Uhr Kegeln im Hotel „Ibis“, Blumenhaller Weg 152. – Sonnabend, 4. Februar, 11 Uhr Jahreshauptversammlung mit Grützwurstessen in der Stadthalle Osnabrück, Raum Osnabrücker Land. Anmeldungen nehmen Xenia Sensfuß, Telefon (05 41) 43 07 51 und Gertrud Franke, Telefon (05 41) 6 74 79 entgegen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 19. Januar, 15 Uhr Literaturkreis in der Wilhelmstr. 13, 6. Stock. Bitte beachten Sie, daß der Literaturkreis jetzt jeden dritten Donnerstag im Monat um 15 Uhr stattfindet. – Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr Schabberstunde in der Wilhelmstr. 13, 6. Stock. Kontakt: Landsmannschaft Ost- und Westpreußen, Wilhelmstr. 13, 33602 Bielefeld.

Dortmund – Montag, 16. Januar, 14.30 Uhr Treffen der Gruppe in den Ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule Ecke Märkische Str., Kontakt: Christa Wank, Mulmannweg 11, 44265 Dortmund.

Duisburg – Sonntag, 29. Januar, 16 Uhr Treffen in der Marienkirche Duisburg (U-Bahn-Haltestelle Steinsche Gasse). Das Rosenau-Trio präsentiert „Aus dem Leben eines Taugenichts“ nach der berühmten Novelle von Joseph von Eichendorff. Geboten werden die Erzählung, Klavierstücke sowie Gesangsdarbietungen. Der Veranstaltung vorgeschaltet ist ab 14.30 Uhr im benachbarten Gemeindehaus ein Beisammensein mit Kaffee und Kuchen. Zu dieser Veranstaltung sind auch die Mitglieder aller Landsmannschaften, Gäste und Freunde eingeladen. Verantwortlich ist Lorenz Grimoni.

Düsseldorf – Dienstag, 17. Januar, 15 Uhr Frauennachmittag im GHH, Ostpreußenzimmer 412. – Donnerstag, 19. Januar, 15 Uhr Literarischer Film „Unkenrufe“ im GHH, Eichendorff-Saal. – Donnerstag, 19. Januar, 19.30 Uhr Offenes Singen mit Barbara Schoch, GHH, Raum 412. – Montag, 23. Januar, 18 Uhr Buchpräsentation von Johann Steiner „Hansi Schmidt – Weltklasse auf der Königsposition – Biographie eines Handballers“, im Gerhart-Hauptmann-Haus (GHH), Konferenzraum. – Dienstag, 7. Februar, 19 Uhr Vortrag mit Dias von Horst Löffler: „Die deutsche Minderheit in den böhmischen Ländern heute – Auslaufmodell oder Hoffnung für die Zukunft?“ im Gerhart-Hauptmann-Haus, Raum 412. – Freitag, 16. Juni bis Mittwoch, 28. Juni organisiert die Gruppe eine Fahrt zur Kurischen Nehrung mit Schiffsanreise von Lübeck nach Riga und zurück über Memel nach Kiel. Die 13tägige Reise beinhaltet unter anderem eine Stadtrundfahrt in Riga, Besichtigung von Schloß Rundale in Lettland und Stadtbesichtigungen von Vilnius und Kaunas, Besuch der Kurischen Nehrung (Nidden, Schwarzort) sowie einen Tagesausflug ins Memelland. Interessenten melden sich bitte bei der Landsmannschaft Ostpreußen, Kreisgruppe Düsseldorf e.V., zu Händen Frau Edith Koitka, Graf-Recke-Str. 20, 40239 Düsseldorf.

Essen – Freitag, 20. Januar, 15 Uhr Dia-Vortrag über Sommer- und Herbstblumen in der Gruga und Lesung aus „Jokehnen oder wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“ von Arno Surminski, Teil 1. Das Treffen findet im Stammlokal der Gruppe, der „Stern Quelle“, Schäferstr. 17, 45128 Essen in der Nähe des RWE-Turmes statt. Verwandte, Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Telefon (02 01) 62 62 71.

Gevelsberg – Sonnabend, 21. Januar, 17 Uhr Kultureller Heimatabend in der Gaststätte „Keglerheim“, Hagenerstraße 78. Anschließend gemütliches Beisammensein. Zu beachten ist die neue Anfangszeit 17 Uhr, Einlaß 16.45 Uhr. Gäste sind herzlich willkommen.

Witten – Donnerstag, 26. Januar, 15.30 Uhr Jahreshauptversammlung, Rückblick und Planung. Nähere Informationen bei Elisabeth Rohlf, Telefon (0 23 02) 8 09 57.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 4. Februar, 14.30 Uhr Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstr. 20 in Kaiserslautern. Kontakt: Norbert F. A. Heise, Steinstr. 15 a, 67678 Baalborn, Telefon (0 63 03) 65 61.

Neustadt a. d. Weinstraße – Sonnabend, 21. Januar, 18 Uhr Matjesheringessen im Restaurant „Bürgerstübel“, Neustadt-Muß-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

Ansichtssache



Foto: Archiv

Fohlen der Tarpan-Zucht in Spirdingsblick (Popiellen) am Spirdingsee im Januar 1983. Diese ursprünglich halbwilde Pferderasse war bis ins 19. Jahrhundert in Osteuropa weit verbreitet. Die heutigen Tiere sind Rückzüchtungen.

Vortrag

Hamburg – Freitag, 17. Februar, 9.30 Uhr, Moorweidenstr. 36, Seminar „Preußen und das Preußisch-Deutsche Reich – Die Praxis des effizienten Staates“ der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft. Kontakt: Telefon: (0 40) 41 40 08 48.

Vortrag

Berlin – Dienstag, 24. Januar, 19 Uhr Vortrag „Judith – eine musikalische Betrachtung“ von Prof. Siegfried Matthus, Kulturpreisträger der LO, im Musikinstrumentenmuseum Tiergartenstraße 1 (neben Philharmonie), Berlin. Der Komponist setzt sich in seinem Vortrag mit den inneren und äußeren Konflikten auseinander, die Judith in der von ihm komponierten Oper „Judith“ sowie im Hebbelschen Drama zur Enthauptung des Holofernes drängen. Nähere Informationen: Kaiser Friedrich Museumsverein, Telefon (0 30) 2 66 21 10.

Ausstellung

Königswinter – Sonntag, 15. Januar, 15 Uhr Vernissage „Bildzeichen – Gemälde von Barbara Herbig-Reichmann“ im Haus Schlesien, Dollendorfer Str. 412, Königswinter. Zum Ausklang des Deutsch-Polnischen Jahres werden Gemälde und Reliefs der in Breslau geborenen Künstlerin präsentiert. – Noch bis Sonntag, 26. März, zeigt das Haus Schlesien in Königswinter-Heisterbacherrott die Ausstellung „Kinderträume – Puppen von 1820 bis heute“. Gezeigt werden Puppen des 19. und 20. Jahrhunderts sowie historisches Spielzeug. Am Sonntag, 12. März, 15 Uhr Einschätzung und Reparaturberatung mit „Puppendoktor“ Thomas Dahl. Nähere Informationen beim Museum für schlesische Landeskunde, Telefon: (0 22 44) 88 6-0, -231.

Weihnachts-Preisrätsel

Ellingen – Auflösung des Weihnachts-Preisrätsels der Ostpreußischen Kulturstiftung Ellingen: Die richtige Lösung war Wormditt. Herzlichen Dank allen Lesern, die am Weihnachtspreisrätsel teilgenommen haben. Die Preise in Form von Geschenkpackungen Königsberger Marzipan sind den Gewinnern bereits zugeschickt worden. Sollten Sie zu denen gehören, die dieses Mal nicht gewonnen haben, so seien Sie schon jetzt hingewiesen auf das nächste Preisrätsel, das Ihnen auch wieder viel Freude bereiten soll. Kontakt: Geschäftsstelle der Ostpreußischen Kulturstiftung, Postfach 17, 91791 Ellingen.

bach, Freiherr-vom-Stein-Str. 34. Da dieses Gericht nicht auf der täglichen Speisekarte steht, müssen die Matjesheringe extra bestellt werden. Eine verbindliche Anmeldung zu diesem Essen ist nur bis zum 14. Januar bei Landsmann Waschkowski, Telefon (0 63 21) 8 62 44 möglich. Bitte bilden sie Fahrgemeinschaften mit Bekannten oder Landsleuten.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 18. Januar, 14–16 Uhr Handarbeits-Frauennachmittag im Bestehornhaus, Zimmer 6.

Dessau – Montag, 16. Januar, 14.30 Uhr Singegruppe in der Begegnungsstätte „Heinz Rühmann“. – Montag, 30. Januar, 14.30 Uhr Singegruppe in der Begegnungsstätte „Heinz Rühmann“.

Magdeburg – Dienstag, 17. Januar, 15 Uhr Bowling im Lemsdorfer Weg – Freitag, 20. Januar, 16 Uhr Singeproben im „TUS Neustadt“. – Dienstag, 31. Januar, 13.30 Uhr Handarbeitsgruppe „Stickerchen“ in der Immermannstr. 19. – Dienstag, 31. Januar, 16.30 Uhr Vorstandsberatungen. – Sonntag, 5. Februar, 14 Uhr monatliches Gesamttreffen in der Gaststätte „SV Post“.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – Das alte Jahr verabschiedete die Gruppe noch mit einigen interessanten Veranstaltungen: Renate Brauer, Mitglied des Vorstandes des „Fördervereins für Jugendliche und Wirtschaftsbeziehungen Norddeutschland – Kaliningrad e.V.“ und des Hansebüros, das die freundlichen Kontakte zwischen Lübeck und Königsberg unterstützt, war zu Gast bei der Gruppe. Ihrem interessanten Bericht über 750 Jahre Königsberg folgten 51 Mitglieder und Gäste. Die Zuhörer erfuhren viel Neues, so über die Ausbildung junger Russen in Lübecker Betrieben sowie die Verbindungen zu Gasteltern und Familien. – An der Spätherbstfahrt nach Lilienthal nahmen 47 Mitglieder und Gäste teil. Nach Menü (drei Gänge) im Hotel „Zum Lindenhof“ in Lilienthal ging es nach Worpswede zur ausgedehnten Kutschfahrt mit Erzählungen. Bei der Kaffeetafel gab es noch einen interessanten Vortrag von Dr. Müller-Scheeßel. – 67 Mitglieder erwarteten Oberstudiendirektor a. D. Harald Breede zu „Königsberg verzeih“ – Aspekte vieler Jahre, Impressionen und Begegnungen. Inge und Harald Breede schafften es immer wieder, ihr Auditorium zu fesseln. Es gab viel Applaus. – Ein Adventausflug zum Rauchhaus Möllin mit 54 Teilnehmern stimmte alle auf die Weihnachtszeit ein. – 86 Mitglieder kamen zum traditionellen Adventsnachmittag. Pastor Volker Prahl begleitete das Programm mit adventlichen Worten. 2005 war ein gutes Jahr da neun neue Mitglieder brachte. Eine Bestätigung dafür, daß die Arbeit des gesamten Vorstandes doch Früchte trägt.

Kiel – Montag, 16. Januar, 15 Uhr Mitarbeitersitzung im Haus der Heimat. – Donnerstag, 19. Januar, 15 Uhr Ostpreußen-Hilfsgemeinschaft im Haus der Heimat mit Ralf Wiese von der Landsmannschaft Danzig. Bilder und Berichte unter dem Motto „Unterwegs durch Pommern, Westpreußen, Danzig und Schlesien“. – Mittwoch, 25. Januar, 18 Uhr Treffen der Arbeitsgemeinschaft für Landeskunde der deutschen Ostgebiete zur Filmvorführung „Der Untergang“. – Sonntag, 29. Januar, 15 Uhr Treffen der Aussiedlergruppe im Haus der Heimat.

Mölln – Mittwoch, 25. Januar, 15 Uhr Treffen im „Quellenhof“, Mölln. Dort wird Kriminalhauptkommissar Manfred Thiel aus Ratzeburg einen Vortrag über das Thema „So schützen Sie sich im Alter“ halten. Er wird auf die Gefahren hinweisen, denen Senioren oft durch Betrügereien bei Haustürgeschäften, bei Gewinnbeteiligungen, unredlichen Telefonanrufen und in anderen Situationen ausgesetzt sind. Diese Informationen werden sicher großes Interesse finden, und die Gruppe hofft daher auf zahlreiches Erscheinen. Außerdem wird für eine musikalische Umrahmung gesorgt sein, bei der wieder gemeinsam Volkslieder gesungen werden. Zu diesem Treffen sind auch die Landsleute aus Pommern, Danzig, Schlesien und der Umgebung Möllns herzlich eingeladen.



THÜRINGEN

Vors.: Walter Schmunz, Carolinenstraße 12, 07747 Jena, Tel. (0 36 41) 37 30 34

LANDESGRUPPE

Im November führte die Landesgruppe in Arnstadt eine Kulturtagung durch. Eingeladen waren Mitglieder der landsmannschaftlichen Kreis- und Regionalverbände Thüringens. Als Gäste wurden die BDV-Landesvorsitzende Schulz sowie der Landesvorsitzende der LO Sachsen, Erwin Kühnappel, begrüßt. Landsmann Schmunz, Vorsitzender der Landesgruppe Thüringen, begrüßte alle ganz herzlich. Die Landesvorsitzende des BdV-Thüringen, Christa Schulz, überbrachte herzliche Grüße vom Landesvorstand. In ihren Grußworten kam zum Ausdruck, daß „60 Jahre Flucht und Vertreibung“ ein Verbrechen an der Menschheit war und ist. Viele Menschen verloren ihr Hab und Gut. Es muß deshalb unser Bestreben sein, die Nachfolgegeneration darüber aufzuklären, daß so etwas nicht nochmal geschieht. In ihren weiteren Ausführungen verwies sie auf verschiedene Veranstaltungen des BdV 2005. Es fanden Veranstaltungen zum Gedenken an die Heimat statt, ganz besonders die Gedenkveranstaltung „750 Jahre Königsberg“. Des weiteren fanden vom Landesverband Thüringen die „Ostdeutschen Kulturtage“, der „Tag der Heimat“ in Bad Blankenburg sowie der „Thüringentag“ in Meiningen statt, um nur einige Veranstaltungen zu nennen. Christa Schulz sagte: „Frau Dr. Merkel, unsere neue Bundeskanzlerin, brachte in einer ihrer Reden zum Ausdruck, daß die Vertriebenenarbeit nicht nur Geschichte sei, sondern daß man als Erinnerung ein sichtbares Zeichen setzen müsse in Form eines ‚Zentrums gegen Vertreibungen’ in Berlin.“ Sie wünschte der Landesgruppe viel Erfolg für die weitere Arbeit. Über „60 Jahre Nachkriegszeit – Die Lebenssituation der Vertriebenen und Flüchtlinge am Beispiel Thüringen in den ersten Nachkriegsjahren und ihr Verhältnis zu den Einheimischen“ sprach Professor Dr. Manfred Wille von der Universität Magdeburg. Er beschäftigt sich sei zwanzig Jahren mit dem Thema der Vertriebenen in der ehemaligen DDR. Er brachte einen historisch angelegten Vortrag zu Gehör, darin sprach er über die Ankunft, die Eingliederung und die Betreuung der Vertriebenen sowie die Wohnraum- und Arbeitsvergabe für Vertriebene in Thüringen. Das Land war vom Krieg weitestgehend verschont geblieben. Es wurden viele Flüchtlinge und Vertriebene nach Thüringen gebracht, so daß das Land „aus allen Nähten platzte“. Es mangelte an Wohnraum und anderen Dingen des täglichen Lebens. Die zuständigen Ämter waren oft überfordert. So wurden Kommissionen und Ausschüsse gebildet, die sich dieser Probleme annahmen und so ein erträgliches Leben für alle Beteiligten schufen. Es lohne sich, 60 Jahre nach Flucht und Vertreibung, sich für die Heimat und die Menschen, die dort leben, einzusetzen und zu arbeiten, sprach Vorstandsmitglied der LO-Landesgruppe Margarete Ritter. In ihrem Referat stellte sie klar: „Heimat bleibt Auftrag, bleibt unser Auftrag!“. Wir müssen zu Kenntnis nehmen, daß inzwischen unsere Heimat auch für andere zur Heimat geworden ist. Die Zentralbegriffe sind Frieden und Verständigung mit den östlichen Nachbarn. Die Ostpreußen haben durch private Besuche in der Heimat bereits bewiesen, daß die Gedanken von Schuld und Unrecht durch ihr Entgegenkommen, durch soziale Hilfe, überwunden werden können. Genauso zukunftsorientiert sollten wir unsere Verbandsarbeit mit unseren Landsleuten in den Kreisgruppen führen. Die *Preußische Allgemeine Zeitung*, das Organ des Bundesvorstandes, gibt uns dazu viele Anregungen. Es geht um die Erhaltung und Pflege ostdeutscher Kultur als Teil unserer Nationalkultur, aber auch um soziale Geborgenheit und um ein freundliches Miteinander. In der anschließenden Diskussion bestätigten die Teilnehmer das gehörte und zeigten, daß ihr Herz für das Land, die Menschen und die Sache Ostpreußens schlägt und daß es sich lohnt, am Fundament für ein geeintes Europa zu bauen. Erwin Kühnappel überbrachte herzliche Grußworte aus Sachsen. Er unterbreitete Vorschläge zu einer gemeinsamen Arbeit von Thüringen und Sachsen. Walter Schmunz stellte allen Anwesenden die Mitglieder des Vorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen vor. Wir bitten unsere ostpreußischen Landsleute in den Kreis- und Regionalverbänden Thüringens, unsere Arbeit zu unterstützen und sich aktiv an den Veranstaltungen der Landsmannschaft zu beteiligen.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 14. Januar, 18.05 Uhr, N24: Kamikaze. Doku

Sonntag, 15. Januar, 9.20 Uhr, WDR5: Alte und Neue Heimat. Magazin

Sonntag, 15. Januar, 19.15 Uhr Phoenix: Ostwärts – Deutsche in Polen. Doku

Sonntag, 15. Januar, 21 Uhr, 3sat: Schätze der Welt – Erbe der Menschheit. Deutschland / Polen. Doku

Montag, 16. Januar, 22.15 Uhr, RBB: Heimkehr in die Fremde. Doku

Dienstag, 17. Januar, 22.45 Uhr, BR Alpha: Kant, Sophie und der kategorische Imperativ. Doku

Mittwoch, 18. Januar, 15.45 Uhr, RBB: Die Wiedergeburt des Bernsteinzimmers. Doku

Freitag, 20 Januar, 20.15 Uhr, WDR: Trümmerjahre an Rhein, Ruhr und Weser. Ruinenkinder. 4-tlg. Doku-Reihe

Zum Ersten, Zweiten, Dritten ...

Was die Werkwoche besonders macht – ein Erlebnisbericht

Ein goldener Oktobertag begleitete mich auf dem Weg nach Bad Pyrmont zur 51. Werkwoche 2005 ins Ostheim.

Schon am Gartentor begrüßen mich die Webstühle für die Doppelweberinnen, und der Treppenaufgang zum Büro ist wie eine Bordüre mit Koffern, Taschen und Tüten gesäumt. Im Büro erfahre ich, daß meine Zimmerkollegin mich bereits erwartet. Wir kennen uns seit meinem ersten Besuch einer Werkwoche 2003. Sie nutzt noch die Zeit bis zum offiziellen Werkwochenbeginn für einen Bummel durch den Ort. Nachdem ich mein Zimmer bezogen habe, wandere ich vom Keller aufwärts durch das Haus. Unten befindet sich die „Höhle“, ein Raum mit langem Tisch und Bänken, der zum geselligen Beisammensein einlädt. Nach den Tagesaktivitäten wird dieser Raum gerne zum Plachandern aufgesucht. Die Räume rechts und links des Korridors liegen noch im Dornröschenschlaf, doch werden sie mit dem Einzug der Trachtennäherinnen erweckt und es beginnt ein reges Treiben meist bis spät in die Nacht hinein.



Viel bewundert: Trachten der Werkmeisterinnen

Foto: Weichert

Zur Begrüßung versammeln wir uns alle im Preußensaal. In der ersten Sitzreihe haben unsere Werkmeisterinnen Platz genommen, ihre handarbeitlichen Werke vor sich auf dem Tisch liegend. Diese Arbeiten dienen den Teilnehmenden als Vorlage für das eigene Werk. Zu den übrigen Sitzreihen strömen die Teilnehmerinnen, da und dort wird noch jemand begrüßt, es gibt ja soviel zu erzählen. Einigen Werkmeisterinnen ist die Teilnehmerseite vertraut, da sie zuvor selbst Teilnehmer vieler Werkwochen waren, um die verschiedenen Werkkünste zu erlernen und nun das Erlernte weiterzugeben, so wie es seit Jahrhunderten in Ost- und Westpreußen von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Mit dem Erlernen der verschiedenen Techniken des Strickens, Stickens und Webens, sowie der Auseinandersetzung mit überlieferten Mustern entstehen Arbeiten, die, wie die Altmeisterin Bertha Syttkus der ehemaligen Webschule Lyck es in ihren Einführungsworten zur ersten Werkwoche formulierte: „In jedes Werken sein Eigenes legen, mit der zu fertigenden Arbeit zusammenwachsen.“ In diesem Sinne bleibt alle werkliche Volkskunst vergangener Zeiten bewahrt. Auf diesen Gedanken gestützt, ist jede Werkmeisterin bedacht, das Können weiterzugeben und zur lebendigen Volkskunst Ost- und Westpreußens beizutragen.

Uta Lüttich, die Bundesvorsitzende der ostpreußischen Frauenkreise, hielt die Begrüßungsrede. Wir erfuhren, daß sich sechs Frauen direkt aus Ostpreußen auf den langen Weg ins Ostheim gemacht haben, um sich mit uns in den handwerklichen Fähigkeiten zu vervollkommnen. Bei der anschließenden Vorstellungsrunde zeigt sich erneut, daß bei den Teilnehmerinnen das Weißsticken wieder „hoch im Kurs“ steht.

Hier und da steht der Wunsch im Raum, daß die Enkelin, die durch die schönen Handarbeiten der Großmutter angesprochen wird, aktiv teilnehmen möge – leider bleibt er unerfüllt. So darf gesagt werden, daß es zum Erlernen dieser deutschen Volkskunst aus dem Osten und seiner Geschichte kein zu früh gibt, jedoch oft ein zu spät. Darum **laden wir ganz herzlich zur nächsten Werkwoche in der Zeit vom 16. – 22. Oktober nach Bad Pyrmont ins Ostheim ein.** Denn auch diese Institution wird durch eine aktive Teilnahme gestärkt.

Das diesmalige Abendprogramm führt uns in die 750jährige Geschichte Königsbergs von der Entstehung des Fleckens 1255 bis zum Aufbau der Stadt, ihrer Umgebung, des Handels, der Gelehrsamkeit und ihrer Persönlichkeiten. In 690 Jahren wuchs Königsberg in Preußen zu einer europäischen Metropole, die sich weltoffen, tolerant und vielsprachig zeigte. Diese Voraussetzungen begünstigten eine außerordentliche Entwicklung im geistigen, als auch im kulturellen Denken und Leben der Stadt. Zum Abschluß ließ uns der Film: „Königsberg, wie es war!“ in die lebendige deutsche Großstadt hineintauchen – in unseren Gedanken wird sie fortbestehen.

Der erste „Lerchengesang“ zieht die Teilnehmer sanft aus den Träumen. Es gibt für alle eine kurze Gesangesrunde. Darauf folgt am ersten Werktag die Einführung ins Musterzeichnen für Sticker, Weber und Stricker. Ziel ist es, Vorlagen selbst zu erstellen, damit die Handarbeit korrekt umgesetzt wird, wie beim Handschuhstricken den Schneestern mittig auf dem Handrücken zu plazieren oder beim Sticken das Randmuster eines Deckchens „harmonisch um die Ecke laufen zu lassen“. Die Trachtennäherinnen verlassen als erste den Preußensaal, um ihre Nähstube einzurichten. Agnes Miegel wacht von einem Foto mit wohlwollendem Blick über die Geschicke des Zuschnitts und der Anprobe. In der „Höhle“ zeigt die Handweberei Peters ihre Trachtengewebe und eine Vielzahl anderer Stoffe und Garne, die, wenn sie verarbeitet sind, nicht nur uns „verschönern“, sondern auch unser Heim oder einem Beschenkten Freude bereiten. Zwischenzeitlich werden in der Nähstube die in früheren Werkwochen angefertigten Trachten zu Anschauungszwecken ausgestellt. Unter den Stücken befindet sich eine Tracht mit herrlichem Kränzchenmuster auf rotem Grund. Sie wurde vor Jahrzehnten genäht. Diese Tracht sucht, um ihre Aufgabe richtig zu erfüllen, eine neue Besitzerin. Sie hat geduldig ausgeharrt, von vielen bewundert, bis die Richtige auftaucht und sie sich überstreift – sie paßt wunderbar. Die strahlenden Augen zeigen das Glück der neuen Besitzerin. Nun nimmt die Glückliche die Tracht mit in die Heimat, dahin wo diese Kunst ihren Ursprung hat. Ich selbst konnte meine Westpreußentracht mit Stolz das erste Mal beim Ostpreußen-Treffen 2005 in Berlin ausführen und wurde von vielen Teilnehmern bewundert.

Agnes Miegel »wacht« über die Handarbeiten

In der Strickerinnengruppe wachsen mit jeder richtigen Reihe die „Memeler Handschkes“. Dabei handelt es sich um Handbekleidung mit langen Stulpen, die hübsch bunt anzusehen ist. Die Handschkes wurden gebraucht, um frostreichen ostpreußischen Wintern zu trotzen. Sieben Farben werden in verschiedenen Musterreihen verstrickt. Geduld ist wichtig, denn es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.

Erholt gehen die Weißstickerinnen nach einer Pause an ihr Tagewerk um Weiß auf Weiß über Loch und Steg mit Lupe und Brille munter weiterzusticken. Mit einfachen und komplizierten Stichen folgen sie vorgezeichneten Linien. So entstehen in mühevoller Arbeit Musterbilder auf Tischdecken, Kissenbezügen und dem Kragen der Kollerbluse.

Neben Weißstickerei erfreut das Kreuzsticken so manche Teilnehmerin, da wir es alle mal in der Schule gelernt haben. Einfach ist es nicht, denn ordentlich soll sich auch die Rückseite präsentieren – hier zeigt sich die Könnerin. Es gibt eine Vielzahl von Möglichkeiten, um in der kurzen Woche etwas Hübsches anzufertigen, wie das Besticken von Weihnachtskarten, Buchzeichen und kleinen Deckchen.

Nach dem Abendbrot besteht die Möglichkeit, sein Fach zu wechseln um sich beispielsweise im Jostenbandweben zu erproben. Diese Webart ist nicht so zeitaufwendig wie das Weben auf dem Webrahmen, da die Bänder nicht so breit sind und mit leichteren Mustern begonnen wird. Die Weberin ist bestrebt, gerade Ränder und eine gleichmäßige Breite einzuhalten. Mit etwas Übung verliert der Rand die bauchigen Ausstülpungen – so entsteht ein Lesezeichen. Am Sonnabend werden die Tische im Preußensaal zu einer langen Tafel zusammengestellt und mit weißem Tuch gedeckt. Hier arrangieren die einzelnen Werkgruppen ihre Handarbeiten. Mit Kastanien, buntem Laub und Zierkürbis wird die Tafel festlich dekoriert. Am frühen Nachmittag treffen sich alle herausgeputzt zur Dankesfeier, einige tragen stolz ihre neue Tracht, manches Trachtenteil „hing morgens noch am Nähfaden“.

Besonderer Dank gilt Uta Lüttich für ihre sehr interessanten und geschichtlich fundierten Vorträge, wie den Werkmeisterinnen, denn nur durch ihre unermüdliche Geduld und Hilfe wird es möglich eine so „prächtige Tafel“ dem Publikum zu präsentieren. Im Anschluß an unsere Feier heißen wir auswärtige Gäste willkommen, um ihnen die Handarbeiten zu erklären.

Als Ausklang des Tages und der 51. Werkwoche versammeln wir uns zum fröhlichen Plachandern, eingeübten Liedern aus den vorangegangenen Singstunden und am Abend zu Sketchen, Volkstanz, Gedichten und musikalischen Beiträgen auf der Querflöte. Auch die zärtlich klingende ostpreußische Mundart wird gepflegt. In den Werkwochen erlebte und lernte ich viel Schönes und Wertvolles, deshalb freue ich mich bereits auf die 52. Werkwoche im Ostheim. Dann heißt es für mich, Werkwoche zum Vierten.

Liesa Rudel

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

Einladung zur 48. heimatpolitischen Tagung am 18. / 19. Februar – Eingeleitet wird die Tagung mit einem Referat von Professor Dr. Wolfgang Eichwede von der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen am 18. Februar um 15 Uhr im Bürgersaal, Am Pferdemarkt 3 in 27356 Rotenburg (Wümme). Professor Eichwede wird über das Thema „Kultur im Krieg – Zum Schicksal geraubter Kunst im Zweiten Weltkrieg“ referieren. 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist die Rückgabe von in diesem Krieg geraubten Kulturgütern nach wie vor aktuell. Prof. Dr. Wolfgang Eichwede ist als Berater der Bundesregierung auf diesem Gebiet tätig und so können die Teilnehmer der Tagung mit interessanten Informationen rechnen. Bereits ab 14 Uhr werden im Bürgersaal Kaffee, Tee und Kuchen angeboten. In einem weiteren Vortrag wird der Projektleiter Gerhard Lipfert aus Höchheim „Das erste Kinder- und Jugenddorf im Oblast Kaliningrad (Königsberg)“ vorstellen. In Pollwitten bei Medenau finden hier eltern- und obdachlose Kinder ein neues Zuhause. Neben Wohnhäusern und Wirtschaftsgebäuden gehören zum Dorf auch ein Agrarhof, ein Gärtnerhof sowie 81 Hektar Agrarland. In zehn bis zwölf Familien leben dort ungefähr 100 Kinder. Es bleibt abzuwarten, wie sich das kürzlich von der Duma beschlossene NGO-Gesetz (Gesetz zu Nichtregierungsorganisationen) auf derartige Einrichtungen auswirkt. Der Abend klingt mit einem gemeinsamen Abendessen (Elchbraten) und persönlichen Gesprächen aus. Am Sonntag, dem 19. Februar, 9.30 Uhr wird die Tagung mit einem Dia-Vortrag „Königsberg gestern – Kaliningrad heute“ von Probst Erhard Wolfram aus Hannover fortgesetzt. Er wurde am 12. März 2005 in Hannover zum 1. Vorsitzenden der Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen e.V. für die nächsten vier Jahre gewählt. Zusammen mit seiner Frau hat Probst i. R. Erhard Wolfram von Februar 1999 bis Anfang 2002 die kleinen evangelisch-lutherischen Gemeinden im Königsberger Gebiet betreut. Damit wollen wir die Diskussion über Königsberg dieses Jahr fortsetzen. Das Ende der Tagung wird gegen 12 Uhr sein. Ein Kostenbeitrag wird nicht erhoben. Zu dieser traditionellen Veranstaltung am 18. und 19. Februar im Bürgersaal, Am Pferdemarkt 3 in 27356 Rotenburg (Wümme) laden auch in diesem Jahr der Landkreis Rotenburg und die Kreisgemeinschaft Angerburg alle Interessierten herzlich ein. Anmeldungen, auch für das anschließende Elchbratenessen zum Preis von 20 Euro pro Person einschließlich Dessert, und eventuelle Übernachtungswünsche werden bis zum Freitag, 10. Februar an die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Angerburg, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme) erbeten.



EBENRODE (STALLUPÖNEN)

Kreisvertreter: Helmut Friske, Telefon (03 34 38) 6 04 87, Bernauer Str. 6, 14345 Altlandsberg. Geschäftsstelle: Brigitta Heyser, Telefon (0 51 91) 97 89 32, Billungstraße 29, 29614 Soltau

„Historischer Handatlas für Ostpreußen“ – Der „Historische Handatlas für Ostpreußen“ setzt mit der Darstellung des Kartenmaterials zu einem Zeitpunkt an, zu dem abzusehen war, daß die Besiedlung und Erschließung unserer Heimat durch deutsche Fürsten weitergeführt werden würde. Der „Deutsche Ritterorden“ wurde zwar durch Kaiser Friedrich II. beauftragt, das Land und die dort lebenden heidnischen „Pruzzen“ dem christlichen Glauben zu erschließen, aber das hatte zunächst nicht unmittelbar mit dem damaligen „Heiligen römischen Reich deutscher Nation“ zu tun. So konnten dieser Kaiser und viele andere vor und nach ihm diffamiert werden, in eine falsche Richtung gewirkt zu haben. Sie hätten sich zu viel mit der „Römischen Kaiserkrone“ und den Ländern am Mittelmeer befaßt, und zu wenig mit der Ausbreitung des Deutschtums in die „menschenleeren Weiten“ des Ostens. Das blieb einzelnen Fürsten vorbehalten und war darum nicht effektiv genug. Die Historie unserer Heimat läßt sich jedenfalls soweit zurückverfolgen, daß wir von einem Baltenvolk erfahren, das am Anfang stand und im Verlauf der Geschichte von der historischen Bühne abtrat, unter Zurücklassung seines Namens, der weiterhin Geschichte machen sollte. So wurde unsere Heimat zu dem Land, in dem sich viele Volksstämme mischten, um unter der Leitung, zunächst der Hochmeister des Ordens und dann der Herzöge, die aus dem Hause Brandenburg-Ansbach kamen, zur Wiege des „Preußischen Staates“. Die Karten regen zum Nachdenken an und verführen dazu, altes Wissen aufzufrischen. Dann steigen Bilder aus der Erinnerung auf, die von Malern zu Gemälden gestaltet wurden. „Der große Kurfürst auf dem Weg über das Haff“. Ein Schlitten, der den Fürsten nach Ostpreußen trägt, weil der dem polnischen Nachbarn im Kampf gegen die Schweden beistehen will. Die Schweden waren seit dem 30jährigen Krieg zunächst als Freunde der Lutheraner nach Deutschland gekommen und dann zur „Landplage“ geworden. Auch das ist Historie. Obwohl die Hilfe nicht ganz uneigennützig war, brachte sie dem Großen Kurfürsten auch einen Vorteil. Ostpreußen wurde aus dem „Polnischen Lehen“ entlassen, da die polnischen Könige nach 1410 über Ostpreußen beanspruchten. Wer die Karten genau anschaut, wird bald nach Einzelheiten fragen und erfahren, daß der Enkel des Großen Kurfürsten für unsere Heimat besonders segensreich gewirkt hat. Friedrich Wilhelm I. mußte ein Land wieder zum Blühen bringen, das durch Pest und Hungersnöte weithin verwüstet war. Der Preußische Staat, der vor allem durch seine Anstrengungen zu einem geachteten Staatswesen in Europa wurde, hatte keine Bedenken, alle dort lebenden Menschen einzubeziehen und mit gleichen Rechten auszustatten. Auf einigen historischen Karten sind nach Osten hin fließende Grenzen, weil es dort einfach keine Festlegungen im Einzelnen gab. In der Provinz selbst ist ein großer „Litauischer Kreis“ und ebenso ein großer „Polnischer Kreis“ verzeichnet. Das sind hervorragende Zeugnisse dafür, wie aus dem Miteinander der einzelnen Volksstämme aus Polen, Litauen und den unterschiedlichen Zuwanderern aus den deutschen und westeuropäischen Ländern, ein Land entstehen konnte, in dem die Bevölkerung eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Traditionen entwickeln konnte. So kenne ich unsere Heimat als einen Bestandteil Deutschlands seit Jahrhunderten, gewachsen und gestaltet von ganz unterschiedlichen Menschen in gemeinsamer Bebauung und Bewahrung des Landes. Meine Eltern gehörten dabei zu dem letzten größeren Einwandererstrom. Seit 1916 kamen wolhyniendeutsche Bauern nach Ostpreußen. Zunächst, und dazu gehörten meine Eltern, aus Furcht vor der wieder nach Westen drängenden russischen Front, weil die deutschen Bauern dem Befehl zur Flucht nach Osten nicht nachgekommen waren. Später dann noch in etwas größerer Zahl wegen der Revolutionswirren. Ostpreußen wurde ihnen nun zur neuen und gern angenommenen Heimat. Aber wenn ich meinem Vater aus der Schule erzählte, daß nun endlich ein deutscher Führer die Zeichen der Zeit erkannt hätte und Deutschland nach Osten verschieben würde, und so unsere Heimat Ostpreußen zum Zentrum zu machen, dann wurde er zornig. Geschichte darf sich nicht vom Recht lösen, diese Worte gebrauchte er. Und die Tilgung aller angestammten Ortsnamen, die keinen deutschen Ursprung hatten, hielt er für einen Diebstahl an der Seele des Landes. Und trotzdem ahnte keiner von uns, daß im 20. Jahrhundert die Menschheit in eine so tiefe Barbarei versinken könnte, daß man ein Land gewaltsam von seinen Bewohnern säubert und es lieber dem Verfall preisgibt, als einen Nutzen daraus zu ziehen und dabei jedes Recht mit Füßen getreten wird. Vor 60 Jahren erklärte die Sowjetunion das nördliche Ostpreußen, unsere spezielle Heimat im Kreis Stallupönen, zu sowjetischem Territorium. Nach dem Zerfall der SU ist unsere Heimat russisches Territorium. Seit der südliche Teil unserer Heimat mit Polen in der EU ist, können wir auf weitere Veränderungen gespannt sein. Veränderungen durch Krieg, wie seit Jahrtausenden, kann es in Europa nicht mehr geben, ohne den endgültigen Untergang in Kauf zu nehmen. Aber Geschichte bleibt nicht stehen. Sie ist ein ständiger Prozeß. Unsere Aufgabe besteht darin, unsere Wurzeln nicht zu vergessen. Der „Historische Handatlas für Ostpreußen“ ist dazu eine großartige Hilfe. Schon der Titel sagt, daß er nicht nur Aussagen über Ostpreußen treffen will, sondern den Ostpreußen eine Hilfe an die Hand geben möchte, diese Erinnerung zu bewahren. Darum wäre es sicher gut, wenn für eine Nachauflage auch ein Namensregister der historischen Namen den 1938 veränderten gegenübergestellt werden könnte. Der Atlas ist nur über den Archiv Verlag GmbH, Postfach 8020 Neckarstr. 7-38130 Braunschweig, Telefon: (05 31) 12 22-111 zu erhalten.



GERDAUEN

Kreisvertreter: Dirk Bannick, Tel. (01 71) 5 27 27 14. Gst.: Wiebke Hoffmann, Peiner Weg 23, 25421 Pinneberg, Tel. (0 41 01) 2 23 53, geschaeftsstelle@kreis-gerdauen.de

Hauptkreistreffen 2006 – Unser Hauptkreistreffen findet dieses Jahr am 9. und 10. September in Hameln statt. Vorstand und Kreistag laden Sie, liebe Landsleute und Freunde, schon jetzt recht herzlich für das zweite September-Wochenende in die Rattenfängerstadt an der Weser in das Hotel Stadt Hameln, Münsterwall 2, ein. Unsere Tagungsstätte ist eine im schloßähnlichen Stil erbaute Anlage. Das Gebäude, direkt am Weserufer gelegen, wurde in den Jahren 1827—1831 im klassizistischen Stil errichtet und diente als moderne Strafanstalt. Ein unter Denkmalschutz stehender Teil des Gebäudes wurde 1992 und 1993 in das heutige Hotel umgebaut. Es hat 13 Einzelzimmer und 65 Doppelzimmer mit behindertenfreundlicher Ausstattung. Bitte buchen Sie rechtzeitig Ihre Übernachtung unter Telefon (0 51 51) 90 10, Telefax (0 51 51) 90 13 33, Info oder bei der Tourist-Information Hameln, Deisterallee 1, Telefon 0 18 05 51 51 50, Fax (0 51 51) 95 78 40. Touristinfo Hameln ist weltweit bekannt geworden durch seine mittelalterliche Rattenfängersage, die historisch auf die Abwanderung vieler junger Hamelner Bürger in entfernte Gebiete zurückzuführen sein dürfte. Die Stadt gewährleistet gute Verkehrsanbindungen und Ausflugsziele und bietet ein vielfältiges kulturelles Programm an. Wir werden Sie, liebe Landsleute, neben weiteren Mitteilungen im Ostpreußenblatt und auf unserer Homepage (ausführlich im Sommerheimatbrief) über unser interessantes und abwechslungsreiches Programm, das unser Festausschuß vorbereitet, informieren. Wir freuen uns herzlich auf ein Wiedersehen, diesmal in neuer, sehr interessanter Umgebung.



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Jahresrückblick – Liebe Lötzener Freunde, das Jahr 2005 liegt nun hinter uns. Es ist aus Sicht der Kreisgemeinschaft Lötzen gut verlaufen. Der gute Kontakt mit den beiden Städten Neumünster und Lötzen / Gizycko ist weiterhin positiv ausgebaut worden. Unser „Lötzener Heimatbrief“ wird überall gern gelesen und der Vorstand freut sich, daß immer wieder neue Leser zu uns stoßen. An dieser Stelle möchten wir uns für die enorm vielen Glückwünsche zum Weihnachtsfest und zu unseren Geburtstagen bedanken. Leider ist es uns nicht möglich, allen Landsleuten persönlich zu danken. Meine Frau und ich haben uns über die lieben Grüße sehr gefreut. Wir wollen uns bemühen, auch weiterhin mit aller Kraft für die Kreisgemeinschaft Lötzen zu arbeiten. Am 21. Juli fliegen wir von Lübeck nach Danzig und fahren mit dem Bus weiter nach Lötzen zum Sommerfest des Deutschen Vereins, das am 23. Juli in der Feste Boyen stattfindet. Geplant ist eine Dampferfahrt nach Nikolaiken. Die Rückreise ist am 26. Juli. Es sind noch einige Plätze frei. Bitte, rufen Sie uns an, falls Sie mitkommen möchten. Erhard und Nora Kawlath wünschen Ihnen allen Glück und Gesundheit für das Neue Jahr und grüßen Sie in herzlicher Heimatverbundenheit.

Goldene Konfirmation – Lötzen feiert am 4. Juni dieses Jahres goldene Konfirmation. Alle Lötzener Landsleute, die 1955 und 1956 oder früher konfirmiert wurden, sind herzlich dazu eingeladen. Meldungen bitte an Dietmar Jopp, Telefon (0 72 51) 64 12.

Tennis

Wie der Nachwuchs für Sport begeistert wird

Von WERNER HASSLER

Katrin setzte ihr Engelsgesichtchen auf und schmiegte sich eng an seine Schulter. „Du, Papi ...“ Josef dämmerte es. Wenn Katrin sich so anschmeichelte, da mußte schon im Herzen seiner neunjährigen Tochter ein sehnlicher Wunsch schlummern. „Was ist, Kleines?“

„Papi, wenn ich nun auf mein Taschengeld verzichten will und mir auch nichts zum Geburtstag wünsche, bekomme ich dann, ich meine ...“

„Na worum geht es denn?“ munterte Josef sie auf, obwohl er jetzt schon wußte, daß wieder mal nicht geplante Kosten auf ihn zukommen würden.

„... einen Tennisschläger!“

Seit jedem Sieg eiferten Katrin und ihre Freundinnen den gefeierten Stars nach, und einige ihrer Klassenkameradinnen nahmen auch schon auf den schmucken Anlagen des einheimischen Tennisclubs eifrig Anfängerstunden.

Nun gut, man soll ja nicht gerade alle Wünsche seiner Kinder erfüllen. Irgendwie soll man ihnen ja schon sehr früh den Umgang mit Geld beibringen, wie schwer es oft zu verdienen ist, und sie auch selbst dazu anhalten, eigene finanzielle Opfer im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu bringen.

„Also einen Tennisschläger willst du haben. Dazu brauchst du ja auch noch Schuhe, Mitgliedsbeitrag im Club und Trainerstunden, damit das Ganze einen Sinn hat. Und das alles ist ja nicht gerade billig!“

„Ich habe auch schon etwas angespart“, sprudelte Katrin hervor. „Hier“, dann stockte sie und hüstelte verlegen, „hier sind 15 Euro!“

Katrins Opferbereitschaft weckte in Josef neue väterliche Gefühle. 15 Euro, all ihre Ersparnisse also, wollte Katrin für ihre Wünsche einsetzen. Zugegeben, sie brachte sehr gute Schulnoten nach Hause und war auch sonst ein Kind, das den Eltern viel Freude bereitete. Aber dennoch sollte sie gerade jetzt schon die vielleicht schmerzliche Erfahrung machen, sich von ihrem Ersparten tatsächlich trennen zu müssen.

Einen Tag später besuchten Vater und Tochter das Sportgeschäft Möller. Während Katrin mit freudig geröteten Wangen vor dem Regal „Tennisschläger für Anfänger“ stand, zog Josef den Ladeninhaber beiseite. „Wenn meine Tochter sich für einen Tennisschläger entschieden hat und nach dem Preis fragt, dann sagen Sie einfach 15 Euro. Ich begleiche in den nächsten Tagen dann die Differenz!“ Der Ladeninhaber zwinkerte verschmitzt und wandte sich seiner kleinen Kundin zu.

Als Josef Tage später wie versprochen wieder im Sportgeschäft Möller auftauchte, empfing ihn der Ladeninhaber händeringend. „Da haben Sie mir aber was Schönes eingebrockt!“

„Wieso? War etwas nicht in Ordnung?“ wunderte sich Josef.

„Das kann man so nicht sagen. Aber Ihre Tochter schickt nun den ganzen Tennisnachwuchs wegen der Schläger zu mir. Alle wollen Tennisschläger zu 15 Euro haben!“

Es kräht

Das Huhn, das keine Eier legen wollte

Von GABRIELE LINS

Damals, es war im Kriegsjahr 1943, lebten die Funkes in Landsberg an der Warthe, dem heute polnischen Gorzów. Viele Menschen starben vor Hunger. Den Funkes ging es noch recht gut, weil sie „Klein Josef“ kannten, einen Polen, der unter der Aufsicht Herrn Funkes arbeitete.

In seiner Freizeit fuhr Klein Josef, wie er wegen seiner schmächtigen Einmeterfünfzig-Gestalt von seinen Kollegen genannt wurde, nach Hause zu seinen Eltern, die einen Bauernhof bewirtschafteten, und von dort brachte er jedesmal etwas Gutes für seinen Meister mit: ein bißchen Gänseschmalz oder eine Wurst, manchmal, wenn auch selten, sogar eine Gans.

„Ich bring dir ein schönes Huhn mit diesmal“, sagte Josef vor seinem nächsten „Ausflug“. Sein Meister hatte ihm wieder einmal einen freien Tag zum Hamstern zugestanden.

Herr Funke nickte. „Schon recht, aber bitte ein lebendiges Tier. Lebende Hühner legen Eier, und die können wir gut gebrauchen.“

Nach seiner Rückkehr setzte Josef den Funkes eine lebendige Henne auf den sauber gewienerten Küchentisch. „Ein wenig dürre ist sie ja,“ meinte Frau Funke, „aber wir füttern sie schon fett.“

Peter und Lisa, die Kinder, jubelten. Nun würden sie jeden Morgen frische Frühstückseier essen können. Der ganzen Familie lief schon jetzt das Wasser im Mund zusammen.

Am anderen Morgen kam Nachbar Klöber in Funkes Küche geschlurft und legte einen krummen Zeigefinger an seine Nase, was bedeutete, daß er scharf nachdachte. „Euer nettes Huhn ist wohl ein Zwitter, was? Ha, ha, ha!“

„Der ist doch bloß neidisch auf unsere schöne Henne“, dachte Frau Funke, und das sagte sie ihrem Nachbarn auch ehrlich.

„Ja, habt ihr das Tier denn noch nicht gehört?“ wunderte sich Nachbar Klöber.

Ungerührt zuckte Herr Funke die eckigen Schultern. „Wieso? Wir wissen, wie ein Huhn gackert.“

„Von wegen gackert!“ Der Nachbar bog sich vor Lachen. „Hört es euch doch selbst an. Euer Huhn kräht!“

Wie von der Tarantel gestochen rasten Peter und Lisa zum Stall der Henne; die Eltern keuchten hinter ihnen her, und nun hörten sie es auch: ihre einzigartige herrliche Henne hatte zwar das Aussehen eines Huhns, aber sie krähte wie ein Hahn, und zwar so laut, daß es weithin über die nachbarlichen Zäune schallte.

„Unsere Frühstückseier können wir abschreiben.“ Enttäuscht ließ Peter die Arme hängen. Ein Huhn, das den neuen Tag so fröhlich wie ein kräftiger junger Hahn begrüßte, ließ sich bestimmt nicht dazu herab, ein Ei zu legen. Nicht ein einziges. Und so war es auch.

Die Geschichte nahm doch noch ein gutes Ende. Das Huhn, das ein Hahn war (oder umgekehrt?) landete im Kochtopf und gab trotz seiner dürren Gestalt eine schmackhafte Suppe für die leeren Mägen der Familie ab.

Klein Josef brachte ein paar Tage später ein Huhn mit, das fröhlich gackerte, wenn es sein Ei ins Stroh fallen ließ. Und es legte noch viele ...

Onse Ohlerkes

Die Fischer im Samland und ihre sympathischen Eigenheiten

Von Eva Pultke-Sradnick

Alte Leute gibt es überall, jetzt sind wir, die Vorkriegsgeneration, schon soweit. Im Samland, vor allem an der See, bei den Fischern, da hießen sie die Ohlerkes. Ihre Gesichter waren wie gegerbtes Leder, die Augen meistens verwaschen blau, gezeichnet durch Sonne, Wind und Regen. Im Mund der Männer steckte meistens eine kurze Pfeife. Weiße Hemdsärmel guckten unter einer dunklen Weste hervor. Auf Platt sagte man Lievke. Hochdeutsch hieß es eben gefühllos: Weste. Ohne Lievke wäre wohl jeder Fischer unglücklich gewesen. Im Krieg, als das Telefonieren nicht so Mode war wie heute, schrieb mein Bruder, der in Pr. Eylau in der Lehre war: „Schickt mir doch mein Leifchen.“ Lange haben wir daran herumgekniewelt, was er wohl damit meinte. Mutter hat dann doch die richtige Entscheidung getroffen. Er schrieb hochdeutsch!



Foto: Archiv

Ostpreußische Originale: Fischer in Steinort im Samland beim Säubern der Netze

Im Winter saßen die Alten mitten in der Stube und knitteten oder besserten ein Netz aus, das an einem dicken Haken hing. Die Zeit hatte im Sommer oft nicht ausgereicht, um diese Arbeit am Strand zu vollrichten. Manchmal hatte der Sturm oder ein Tümmler (Seehund) zu große Löcher ins Netz gerissen. Auch die Fischerfrauen verstanden sich aufs Ausbessern. Im Winter strickten und stopften sie meistens Socken und Handschkes.

Im Sommer saßen die Ohlerkes auch unter dem Seeberg, mal hier mal da, wie gerade der Wind kam. Sie kauten und spuckten ihren Priem zielgenau auf einen Punkt. Ihre Zungen waren dazu ebenso scharf wie der Knaster in den kurzen Pfeifen. Räpeltähnig (Raffelzahn) nannten die jungen Mädchen die alten Männer, und wenn sie an ihnen vorbei mußten, war es wie Spießrutenlaufen. Die Sommergäste hatten die Fischer besonders im Visier. Sie bemerkten wie die Falken die kleinste Bewegung am Bootsstrand. Es entging ihnen nichts, aber sie verausgabten sich auch nicht mit Worten.

Auf dem Seeberg traf man immer jemanden, ganz gleich an welchem Tag und zu welcher Tageszeit. Andernorts hatte man den Marktplatz, bei uns eben den Ausblick aufs Meer. Man konnte sehen, welches Boot fehlte, also auf See war oder schon runterkam. Die See hatte jeden Tag ein anderes Gesicht; einmal lächelte sie, dann wieder zeigte sie Schaumkronen, und die Wellen kamen angeritten, flink und schnell. Und dann konnte die ganze Bucht ein Inferno sein. Die See war wie ein rachsüchtiges Weib, das brüllte und tobte. Der Wind begleitete alles voller Lust. Er sang und säuselte nicht mehr, nein, er hatte auch mal Lust, in den höchsten Tönen seine Wut auszulassen und auch um den Menschen zu zeigen, was er alles kann. Bei guter Wetterlage konnte man von unserer Bucht bis nach Pillau sehen. Als ich Kind war, gab es noch zwei Segelboote unten am Kuttergraben. Eines gehörte dem Franz Gedenk, der immer eine weiße Schirmmütze trug und wie ein Kapitän aussah. „Fösch ist wie Glück griepe“, sagte der alte Pralscher immer, „dat kribbelt böt önne Tehespötze, wenn du de Nett utem Woater hoalst.“

> Es war kein einfaches Leben

Es war kein einfaches Leben, und der Laie konnte nur staunen, daß die Fischer den Platz auf dem blanken Wasser immer wiederfanden und wußten, wo ihre Netze ausgesetzt waren. Fähnchen, auch Stieder genannt, Korkstücke oben am Netzrand, und Glasbommel im Hanfgestrick waren ihre Hilfen. Aber das lernte jeder Junge schon als Kind. Da gab es für den fahrenden Seemann auch Landmarken, die man brauchte, um sich Fangplätze zu merken und auch um bei Sturm wieder gut an Land zu kommen. Da mußte zum Beispiel das Ruder haarscharf rechts neben dem Palmnicker Schornstein vom Kesselhaus stehen oder auf Leste Kuhl (Lesnicken) zeigen. Oder aber die Bootsspitze mußte so stehen, daß die rechte Dachkante von Bauer Niemanns Stallgebäude genau über dem Eichbaum des alten Gurdulat stand. Dietsch Groawe (Deutscher Graben), Green Wäske (Grüne Wiese), Boarmsprint (Bergbrunnen), Kätelke (Kesselchen), Reschök (Bergspitze), das waren Zeichen, die jedem Fischer bekannt waren. Lesen und Schreiben zu können war da nicht ganz so wichtig.

In jedem Fischergarten stand auch ein Räucherofen, meistens war er aus Ziegeln gemauert. Räuchern war eine kleine Kunst. Waren die Fische nicht gut getrocknet, konnte es vorkommen, daß der ganze Schmadder ins Feuer fiel. Offene Flammen durfte es beim Räuchern überhaupt nicht geben, es mußte immer einer dabei sein, schnell konnte sich die Lage verändern.

Der Famose

Mit einem Opernbillet erfüllte sich ein Traum

Von Robert Jung

Als die berühmte Operndiva Jenny Lind, auch die „Schwedische Nachtigall“ genannt, an der Königlichen Oper zu Stockholm Triumphe feierte, bestürmte sie ihr Manager, doch jetzt in ihrer Glanzzeit auch eine Tournee nach Amerika zu unternehmen. Nach anfänglichem Zögern sagte sie zu.

Einige Wochen danach verließ sie an Bord des weißblauen Passagierdampfers „Drotting Victoria“ für kurze Zeit ihre schwedische Heimat. Als sie in New York vom Landungssteg herabstieg, war sie von einem guten Dutzend Reportern und Kameramännern umringt, deren Zeitungen, darunter der „New York Herald“, über die „Schwedische Nachtigall“ berichtet hatten. Am Pier jubelte ihr eine kunstbegeisterte Menge zu, während mehrere ehrwürdige Stadtväter sie in das luxuriöse und teure Adlon-Hotel begleiteten. Dort unterschrieb sie den Vertrag mit der „Metropolitan Opera“. Als sie die ihr zugestandene Gage las, schwindelte es ihr vor Augen, es war das Zwanzigfache der Stockholmer Gagen. Aber auch die darauffolgenden Eintrittspreise für den Auftritt der berühmten nordischen Schönheit waren gepfeffert genug – von 200 Dollar aufwärts bis in die Tausend.

Natürlich berichteten auch die Provinzzeitungen über Jenny Lind, darunter die „Arizona News“. In der kleinen Stadt Salem las ein kunstbegeisterter Hutmacher mit Namen Geneen davon, und er nahm sich vor, unbedingt die Diva zu erleben. Es war seit altersher immer sein Traum gewesen, sich der klassischen Musik zu widmen. Da seine Geschäfte als Hutmacher schlecht liefen, kratzte er seine letzten Dollars zusammen und erstand als erster Bewohner von Salem ein Opernbillet.

Mit einem Schwarm von Verehrern und dem sie immer begleitenden Gitarristen suchte die Lind zum Schluß ihrer Tournee die kleine Stadt Salem auf, in der jener Hutmacher für seine letzten 200 Dollar ein Opern-Billet erworben hatte. Seine steifen Zylinder-Hüte und die lockeren Deeby-Mützen hatte er längst an den Nagel gehängt. Jetzt hoffte er auf neue Impulse.

In dem kleinen Musiksalon trat Jenny Lind mit ihren Liedern aus ihrer schwedischen Heimat sowie Arien aus „Der Perlenfischer“ von Bizet und Puccinis „La Bohème“ auf. Der Hutmacher war überaus begeistert und warf ihr einen Blumenstrauß zu. In diesem Augenblick sah er vor sich einen Plantagenbesitzer aus Kalifornien sitzen, der einen breitkrempigen Sombrero auf dem Kopf trug. Blitzschnell kam Geneen ein Gedanke: Er mußte etwas Ähnliches, kurzum ein neues Produkt, herstellen, eben einen modernen „Breitkremper“, so wie ihn später der berühmte Filmstar John Wayne tragen sollte. Noch in derselben Nacht setzte er sich an seinen Fabrikationstisch und entwarf einen „Breitkremper“. Frühmorgens aber kamen zahlreiche Bewohner von Salem in sein Geschäft, um den Mann aus ihrer Mitte zu bewundern, der für ein einziges Opernbillet 200 Dollar gezahlt hatte. Dabei weis er auf sein neues Produkt hin, das man laut beklatschte.

> Er setzte sich an den Fabriktisch und entwarf Breitkremper

Im Verlauf von einem Jahr stellte Geneen rund hundert Breitkremper, in den späteren Jahren einige tausend Hüte dieser Art her, die besonders in Texas Freunde fanden. Bald hatte er ein kleines Vermögen erworben und zählte zu den wohlhabenden Stadtvätern von Salem. Jenny Lind aber verließ Amerika mit einer Gage von insgesamt zwölf Millionen Dollar, ein Vermögen, das weder Benjamino Gigli noch Caruso je erreichten.

Sonnenaufgang am Niedersee

Mit dem Boot unterwegs in Ostpreußens Naturparadies

Von Günter Schiwy

Es ist noch früh am Morgen. Ich nehme die Ruder aus der Scheune und gehe den schmalen Sandweg zwischen den Kornfeldern zum östlich vom Dorf Kreuzofen gelegenen Niedersee. In einem Jutesack habe ich ein großes Kornsieb und einen Wassereimer.

Allmählich beginnt sich über dem Kiefernwald von Eichhorst auf dem gegenüberliegenden Ufer die Sonne durchzusetzen. Sie erhellt langsam den herannahenden Tag, den Himmel mit seinen leichten Wolken im Osten und die Wasseroberfläche des Niedersees. Die Wolken erscheinen in den verschiedensten Farbschattierungen. Dann tritt die Sonne aus dem Dunkel des Waldes hervor und färbt alles golden. Sie scheint durch die Schleierwolken. Der Niedersee und der Himmel über ihm stehen für Augenblicke in Flammen. Sie färben sich rötlich. Es ist für mich ein Schauspiel des erwachenden Tages und seiner Natur.

Groß und still lag der morgendliche Niedersee zauberhaft vor mir. Geringfügig bewegt ein leiser Windstoß die Blätter der Bäume wie im Spiel. Ein Raunen geht durch das Schilf und läßt es rascheln und wispern. Ein Windhauch trägt das rhythmische Anfahren der Dampflokomotive vom Bahnhof Kurwien bis an das Hochufer des Sees. Dann vernehme ich wiederum nur Stille.

Das Gras und die verschiedensten Blumen am steilen Ufer sind taunaß. Auf dem See selbst herrscht versöhnlicher Friede. Es ist kein Boot auf dem Wasser. Nur Raum, Größe, Weite und Höhe vernehme ich. Sie machen hier am See die masurische Landschaft aus, die nicht nur Stille, sondern auch die Freiheit gleich dem Adler über dem See vermittelt.

Ich verstaue meinen Sack mit dem Sieb und Eimer im Boot. Anschließend schließe ich das Schloß des Bootes auf und löse die Kette vom Pfahl, um es seetüchtig zu machen. Mit geübten Ruderschlägen gleitet das Boot durch die im Sonnenschein schimmernde Flut des Wassers, ein langes Band des aufgewühlten Wassers hinter sich lassend. Zunächst sehe ich noch Grund. Doch bald wird das Wasser dunkler und damit tiefer. Die Ruder tauchen in das stille Wasser und verursachen Wirbel. Ich muß meine Füße fest gegen die Spanten stemmen, um das schwere Boot zunächst in Bewegung zu bringen. Doch dann gleitet der Kahn mit ruhigen Bewegungen der Schilfinsel auf Roßeck / Bjäl entgegen, wo das Kloss'sche Haus steht.

> Der See lieferte Nahrung – auch für die Tiere

Hier, in diesem Schilfgürtel, befindet sich unmittelbar am Seeufer ein Sumpfgelände von nassem Moor, in dem Schweinekraut wächst, das auch als Schweinsohr, Schlangenkraut, Schlangenwurz oder Wasseraron bezeichnet wird. Lateinisch nennt man es Calla palustris.

Diese Pflanze oder Staude ist ein kriechendes Gewächs von nierenförmigen grünen Blättern von zehn bis 13 Zentimeter Höhe und einer weißen Blüte, die von Mai bis Juli in Farbe steht. Sie ist mit dem Aronstab verwandt und gleicht ihm im Aussehen. Der Wurzelstock des Schweinekrauts diente in früheren Zeiten als Heilmittel gegen Schlangenbisse. Meine Aufgabe ist es, dieses Schweinekraut, das in großen Flächen den Schilfgürtel bedeckt, aus dem Wasser zu reißen und im Jutesack zu verstauen, der im Boot liegt. Der Sack wird nämlich mit dem Schweinekraut sehr naß und damit schwer. Deshalb wird er im Boot transportiert, um dann an Land gebracht zu werden.

Da wir im Stall Schweine hatten, war dieses Schweinekraut – wie sollte es auch anders sein – als Futter für sie bestimmt. Sie fraßen dieses grüne Kraut mit Vorliebe und konnten davon nicht genug kriegen. Es wurde für die Tiere zerkleinert und ihnen mit gekochten Kartoffeln und Kleie gegeben.

Doch mit dem Schweinekraut allein war es nicht getan! Da wir zu Hause auch Hausenten hielten, mußten auch diese mit Futter versorgt werden. Und diese Nahrung wuchs wiederum unentgeltlich im Niedersee. Sie mußte nur aufgefangen und nach Hause transportiert werden. Es handelte sich dabei um Entenflott.

Dieses Entenflott – lateinisch Lemna – heißt auch volkstümlich Wasserlinse, Teichlinse, Entengrütze oder Entengrün. Es sind freischwimmende Wasserpflanzen mit kleinen linsenförmigen Sproßgliedern und sehr einfachen kleinen Blüten. Sie vermehren sich durch Tochtersprossen und bedecken oft als grüne Inseln ganze Wasseroberflächen von Teichen, Tümpeln und Seen. Dieses grüne Entenflott oder diese grüne Entengrütze dient Fischen und Wasservögeln als beliebte Nahrung.

Die Schilfgürtel auf Roßeck / Bjäl waren von diesem Entenflott voll. Ich fuhr mit meinem Ruderboot mitten in den Schwimmgürtel des Entenflotts hinein. Dann schöpfte ich die Wasserlinsen mit dem Getreidesieb ab und tat sie in den mitgeführten Eimer, der ebenfalls im Boot stand. Es war eine kinderleichte Arbeit. Die Pflanzen wurden im Eimer dicht gepreßt, damit viele in den Eimer paßten.

Nachdem ich den Sack mit dem Schweinekraut und den Eimer mit dem Entenflott gefüllt hatte, ruderte ich mit meinem Boot zu Saschkoäks Bootsliegeplatz zurück, wo meine Mutter mit dem Handwagen auf mich wartete.

Auf der Rückfahrt zum Liegeplatz wehte ein seitlicher Wind aus der Kleinen Samordeier Bucht, den ich nicht einkalkuliert hatte. Dadurch zogen die Ruder mehr nach links, weil die aufkommenden Wellen gegen die Bordwand des Bootes schlugen. Ich hatte Schwierigkeiten, das schwere Ruderboot geradeaus zu steuern. Es bedurfte schon einiger Anstrengungen, um zum Bootsliegeplatz zu rudern. Ich kam ganz schön ins Schwitzen!

Nachdem wir den Sack mit dem Schweinekraut und den Eimer mit dem Entenflott im Handwagen verstaut hatten, zogen wir schwer beladen nach Hause. Als wir dort ankamen, watschelten die Hausenten bereits vom Hoftor hinter dem Handwagen her. Sie wußten, daß es das beliebte und für sie schmackhafte Entenflott gab. Mutter vermengte gekochte Kartoffeln mit dem Entenflott in einer Schüssel, über die sie sich sofort laut schnatternd hermachten.

»Kaiser Wilhelm lebe hoch!«

Vor 135 Jahren erhielten die Deutschen, was ihnen in der 48er Revolution verwehrt geblieben war

Von Manuel Ruoff

Wenige Wochen nachdem König Ludwig II. von Bayern König Wilhelm I. von Preußen den Kaiserbrief (vgl. Nr. 48) geschickt hatte, beschloß der Bundesrat des Norddeutschen Bundes im Einverständnis mit den Regierungen der süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen eine entsprechende Verfassungsänderung. Der erste Absatz des Artikels 11 der Bundesverfassung erhielt nun den Satz: „Das Präsidium des Bundes steht dem König von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher Kaiser führt.“

Die Volksvertreter folgten dem von den Fürsten und deren Regierungen eingeschlagenem Weg. Am 10. Dezember 1870 beschloß der Norddeutsche Reichstag eine Adresse an den Preußenkönig mit der Kernaussage „Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen“.

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß die Delegation des Norddeutschen Bundes mit Eduard von Simson vom selben Mann geleitet wurde, der seinerzeit auch die Nationalversammlungsdelegation angeführt hatte, die Wilhelms I. älteren Bruder Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angetragen hatte. Diesmal erhielt der Mann, der in seinem Leben nacheinander Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, des Norddeutschen Reichstages und des Deutschen Reichstages gewesen ist, jedoch keinen Korb vom preußischen König.

Ein entscheidender Grund hierfür liegt in dem Zusatz „vereint mit den Fürsten Deutschlands“. Damit haftete dieser Kaiserkrone nicht der „Ludergeruch der Revolution“ an, um es mit der Begrifflichkeit Friedrich Wilhelms IV. auszudrücken. Vielmehr konnte sich Wilhelm I. als von seinen „Brüdern“ erwählter Kaiser betrachten, was er auch tat.

Die Zustimmung der Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten erleichterte jedoch nicht nur aus dem ideologisch-weltanschaulichem Grunde der Legitimität der Krone deren Annahme, sondern natürlich auch aus macht- beziehungsweise realpolitischen. Doch nicht nur die nationale, sondern auch die internationale Konstellation war 1870/71 günstiger für eine Annahme der Kaiserkrone als noch 1848/49. Österreich hatte seinen jahrhundertelangen Führungsanspruch in Deutschland inzwischen faktisch aufgegeben. Obwohl Preußen Österreich 1866 einen milden Frieden gewährt hatte, konnten sich die Deutschösterreicher von der Niederlage im Deutschen Krieg nicht mehr erholen. Sie konnten froh sein, wenn sie in Österreich Führungsmacht blieben. 1867 hatten sie dem Ausgleich mit den Magyaren zustimmen müssen, der aus dem deutsch dominierten Kaiserstaat die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn gemacht hatte. Wie in anderen Politikfeldern machte sich der neue ungarische Einfluß auch in der Außenpolitik bemerkbar. Für die Ungarn besaß die deutsche Frage jedoch keine Priorität. So sahen sie in Preußen denn auch weniger einen Konkurrenten denn einen (potentiellen) Verbündeten im Machtkampf mit Rußland um Einfluß auf dem Balkan, der die Magyaren ungleich mehr interessierte als Deutschland.

Auch von Rußland war kaum Widerstand zu erwarten. Das lag in hohem Maße, aber nicht ausschließlich an Bismarcks vorausschauender Außenpolitik, die Rußland in der Polenfrage mit der Alvenslebenschen Konvention entgegengekommen war. Die internationale Konstellation war auch günstig und ermöglichte eine Symbiose. Preußen verhielt sich bei der Lösung der Pontusfrage durch Rußland wohlwollend neutral, und dafür tat Rußland gleiches bei der Lösung der deutschen Frage durch Preußen.

Der traditionelle Erzfeind eines einigen Deutschland, Frankreich, war nach der Niederlage von Sedan zu schwach, um in der deutschen Frage zu intervenieren. Und Großbritannien stand für eine denkbare Intervention keine schlagkräftige Großmacht als kontinentaler Verbündeter zur Verfügung.



Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Kaiserproklamation: Der Großherzog von Baden ließ weder den „Deutschen Kaiser“ noch den „Kaiser von Deutschland“ hochleben.

Nachdem Wilhelm I. sich zur Annahme der Kaiserkrone entschlossen hatte, bestimmte er den 18. Januar und damit den Jahrestag der Krönung des ersten Preußenkönigs zum Tage der Proklamation. Wenn Wilhelm denn auch zum Führen des Kaisertitels bereit war, so herrschte doch zwischen ihm und seinem Regierungschef bis zur Kaiserproklamation ein erbitterter Dissens, der am Tage vor der Proklamation eskalierte. Wilhelm, der sehr stur sein konnte, erklärte bei den Schlußberatungen, er wolle Kaiser von Deutschland oder gar nicht Kaiser sein. Wenn man weiß, daß Bismarck bei der Reichsgründung an den Rand dessen ging, was er glaubte, der Staatenwelt zumuten zu können, kann man sich Bismarcks Qualen vorstellen. Durchaus plausibel argumentierte er gegenüber seinem Herrn, „daß der Titel Kaiser von Deutschland einen landesherrlichen Anspruch auf die nichtpreußischen Gebiete involviere, den die Fürsten zu bewilligen nicht gemeint wären“, und daß sowohl im Kaiserbrief als auch in der Reichsverfassung von „Deutschem Kaiser“ die Rede sei. Bismarck kannte seinen Herrn und beschränkte sich deshalb nicht darauf, realpolitisch und juristisch zu argumentieren. So hob er hervor, „wie die adjektivische Form Deutscher Kaiser und die genitivische Kaiser von Deutschland sprachlich und zeitlich verschieden seien. Man hätte Römischer Kaiser, nicht Kaiser von Rom gesagt: der Zar nenne sich nicht Kaiser von Rußland, sondern Russischer, auch ‚gesamtrussischer' (wserossiski) Kaiser.“ Bismarck „machte ferner geltend, daß unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. auf den Thalern Borussorum, nicht Borussiae rex erscheine“.

Doch es nützte alles nichts. So wandte sich der Regierungschef noch am Morgen des 18. Januar an Großherzog Friedrich I. von Baden. Der Ehemann von Wilhelms Tochter Prinzessin Luise und sein Schwiegervater standen sich sehr nahe, und es war geplant, daß er nach der Verlesung der Proklamation Wilhelms I. das Hoch ausbringen solle. Aufgrund seiner Nähe zu Wilhelm antwortete er auf Bismarcks Frage, wie er den Kaiser zu bezeichnen gedenke: „Als Kaiser von Deutschland, nach Befehl Sr. Majestät.“ Bismarck wußte jedoch, daß Friedrich nicht nur Wilhelms Schwiegersohn war, sondern auch wie viele Südwestdeutsche liberal und konstitutionell gesinnt, und so appellierte er an die Verfassungstreue des Fürsten – nicht ohne Folgen.

Der Großherzog sprach seinen Schwiegervater auf das Dilemma an und schlug ihm schließlich eine geschmeidige Lösung vor, die weder die Verfassung verletzte noch dem Kaiser weh tat. Dieser erwiderte nur etwas unwillig. „Du kannst das machen, wie du willst, ich werde mich später doch nur so nennen, wie ich es will, nicht wie Bismarck es bestimmen will.“

Über die Feierlichkeiten aus Anlaß der Kaiserproklamation am 18. Januar in Versailles liegt der Nachwelt eine Schilderung des Feld-Divisionspfarrers des I. Gardeinfanteriedivision Bernhard Rogge vor, der für den der eigentlichen Proklamation vorgeschalteten kirchlichen Teil verantwortlich war.

Gegen 10 Uhr wurden die Fahnen und Standarten, durch welche die vor Paris liegenden Truppen der dritten Armee und der Maasarmee bei der Feier vertreten sein sollten – 56 an der Zahl, darunter 18 bayerische –, unter klingendem Spiel über die Place d'Armes am Standbild Ludwigs XIV. vorbei in das ehemalige Königsschloß gebracht und auf einer am Ende des Spiegelsaals errichteten Estrade aufgestellt, von der herab die Proklamation der mit der Krone Preußens fortan verbundenen Kaiserwürde vor sich gehen sollte. Der langgestreckte Saal, in dessen Mitte an einer der Langseiten ein Feldaltar errichtet war, begann sich mit den zur Feier befohlenen Deputationen der in und um Versailles liegenden Truppen, mit Offizieren aller Waffengattungen und Grade, mit den Oberbefehlshabern der Belagerungskorps und allen zum königlichen Hauptquartier gehörigen Offizieren und Beamten zu füllen. Den mit der roten Felddecke der ersten Garde-Infanterie-Division bedeckten Altar, dessen Tisch dem Audienzzimmer Ludwigs XIV. entnommen war, umstanden neben Rogge die in Versailles und Umgebung liegenden Feld-, Divisions- und Lazarettpfarrer.

Punkt 12 Uhr verließ König Wilhelm in einem einfachen offenen Wagen, den er für seine täglichen Spazierfahrten benutzte, sein Quartier in der Präfektur, um sich in das durch Louis Philipp zur Ruhmeshalle Frankreichs gemachte ehemalige Königsschloß zu begeben. Vor dem am Eingang des Schlosses stehenden Reiterstandbild Ludwigs XIV. war die 1. Kompanie der Königsgrenadiere als Ehrenwache aufgestellt.

Nachdem der König die Ehrenkompanie abgeschritten hatte, betrat er, vom Kronprinzen empfangen und begleitet von sämtlichen in Versailles anwesenden Fürstlichkeiten, den Festsaal, wo in dem Augenblick seines Eintrittes ein militärischer Sängerchor den Psalm „Jauchzet dem Herrn, alle Welt“ anstimmte. Wilhelm I. nahm gegenüber dem Altar Aufstellung, und zwar sinnigerweise an der Stelle unter dem Mittelbild der reichbemalten Decke, an der zu Zeiten des Sonnenkönigs bei großen Hofzeremonien der Thronsessel gestanden hatte. Um ihn gruppierten sich im Halbkreis die Prinzen und Fürsten. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister, an ihrer Spitze der Kanzler. Nach dem Chorgesang stimmte die Versammlung den ersten Vers des Chorals „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut“ an. Der liturgische Teil des Gottesdienstes schloß mit der Vorlesung von Psalm 21, wo es sinnigerweise heißt: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie fröhlich ist er über deine Hilfe! Du gibst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, was sein Mund bittet. Denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt.“ Hierauf hielt Rogge die Weiherede. Ein mächtig durch die weite Halle dahinbrausendes „Nun danket alle Gott“ beschloß diesen Teil der Feier.

Der König begab sich darauf festen Schrittes auf die am Ende des Spiegelsaals errichtete Estrade, um dann die Annahme der Kaiserkrone kundzutun. Für die Oberhäupter beziehungsweise Repräsentanten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten wählte er die Form einer vergleichsweise kurzen und formlosen Ansprache. Für das Volk verwendete er eine Proklamation, die er nach seinen eigenen Worten an die „durchlauchtigsten Fürsten und Bundesgenossen“ durch seinen Kanzler verlesen ließ, der hierzu an den Fuß der Etrade trat. Bemerkenswert ist dabei, daß Wilhelm weder in seiner Ansprache noch in seiner Proklamation auf die Adresse des Norddeutschen Reichstages vom 10. Dezember 1870 Bezug nimmt. Der Besuch der parlamentarischen Kaiserdeputation war ihm offenkundig ähnlich (un)wichtig, wie sie seinem älteren Bruder Friedrich Wilhelm gut zwei Jahrzehnte zuvor gewesen war.

Nach Wilhelms Ansprache und Proklamation trat Großherzog Friedrich an seinen Schwiegervater heran und bat ihn um die Erlaubnis, die Versammlung zu einem Hoch auf ihn einladen zu dürfen. Dann rief er in die harrende, lautlose Versammlung: „Seine Kaiserliche und Königliche Majestät, Kaiser Wilhelm, lebe hoch!“ Der Badenser hatte also eine Lösung gefunden, die ihn weder in Loyalitätskonflikt zur Verfassung noch zum Schwiegervater brachte.

Der spätere königliche Hofprediger in Potsdam Bernhard Rogge beschreibt es wie folgt: „Es war der Höhepunkt der Feier, als hierauf der Großherzog Friedrich von Baden mit hocherhobenem Helm und lauter Stimme das erste Hoch auf den neuerstandenen deutschen Kaiser ausbrachte, in das die Versammlung begeistert einstimmte. Zum ersten Male neigten sich die Fahnen und Banner des deutschen Heeres huldigend vor dem erkorenen Oberhaupte des ganzen Volkes. Als erster Untertan des Reiches aber trat der Kronprinz vor seinen Vater hin, um das Knie zum huldigenden Handkuß zu beugen, der Kaiser jedoch hob ihn empor, zog ihn an seine Brust und küßte ihn mit sichtlicher tiefer Bewegung auf beide Wangen ... Nachdem der Kaiser die Glückwünsche der Fürsten entgegengenommen und die in der Versammlung anwesenden Generale, Offiziere und Beamten hatte an sich vorüber defilieren lassen, verließ er die Versammlung unter den festlichen Klängen des Hohenfriedberger Marsches.“

Wilhelm hatte Bismarck den Kaisertitelstreit derart übel genommen, daß er beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten seinen Kanzler, der allein auf dem freien Platze davor stand, ignorierte, an diesem vorbeiging, um den hinter ihm stehenden Generalen die Hand zu bieten.

Wie von Wilhelm befohlen, war sein Verbot der Verwendung des Titels „Deutscher Kaiser“ nicht nur von ihm und dem Großherzog konsequent eingehalten worden. Es war Wilhelm selber überlassen, noch am selben Tage in einem Befehl an seine Armee das Tabu mit der Formulierung zu brechen, daß er mit jenem Tage neben der „ererbten Stellung des Königs von Preußen auch die eines deutschen Kaisers“ einnehme. Seine gegenüber seinem Schwiegersohn am Morgen des 18. Januar 1871 ausgesprochene Drohung, sich später doch nur so zu nennen, wie er es will, „nicht wie Bismarck es bestimmen will“, hat er nie wahrgemacht.

Die Kaiserproklamation König Wilhelms I.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die Deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneuten Angriff Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.



Angenehme Herzenswärme

Lungenkranken verschlägt es durch Zufall in die Provinz von Alabama, wo er Menschlichkeit erlebt

Die Weihnachtstage sind nun vorbei und so mancher wird sich in diesem Zusammenhang ein „Gott sei Dank“ nicht verkneifen können! Denn schließlich bringt die ach so schöne Weihnachtszeit neben all der Gemütlichkeit auch immer viel Streß und Hektik mit sich.

Nicht so in dem 100-Seelendorf Lost River im US-amerikanischen Bundesstaat Alabama. Ein Städtchen, in dem das Weihnachtsfest, zu dem jeder etwas beizutragen hat, im festlich geschmückten Gemeindehaus begangen wird. Doch sind die Bewohner von Lost River dieses Jahr beim Feiern nicht ganz unter sich. Erst kürzlich ist Mr. Oswald T. Campbell zu ihnen gestoßen.

Was sie nicht wissen, ist, daß der Lungenspezialist von Mr. Campbell ihm dringend angeraten hat, dem naßkalten Winter Chicagos zu entfliehen, wenn ihm sein Leben lieb sei sollte.

Per Zufall gelangt Mr. Campbell so ins verträumte Städtchen Lost River, wo die Bewohner ihn jedoch mit offenen Armen gerne in ihre Gemeinschaft aufnehmen.

Rührend bemühen sich die Menschen um sein Wohl, und der Kranke beginnt ob der Herzenswärme der Anwohner und der Natur die Welt und das Leben mit anderen Augen zu sehen. Als plötzlich das abgemagert und verwahrloste Mädchen Patsy aus der nahegelegenen Wohnwagensiedlung in Lost River auftaucht, wendet sich jedoch das Blatt. Und für Mr. Campbell, der als Baby im Waisenhaus nach einer Dosensuppe benannt wurde, welche seine herzlose Mutter ihm ins Körbchen gelegt hatte, beginnen die Worte Liebe und Zuneigung zum ersten Mal einen Sinn zu ergeben, und er spürt, daß er etwas unternehmen muß.

„Im Laufe der Zeit bezauberte Patsy jeden, der ihr begegnete. Selbst Oswald ertappte sich dabei, daß er bei seinen Besuchen im Laden nach Patsy Ausschau hielt. Tatsächlich stellte er nach einer Weile zu seinem großen Erstaunen fest, daß er geradezu verrückt nach dem kleinen Mädchen war. Sie war das erste und einzige Kind, das er je gemocht hatte. Meistens war er mit Jungen zusammengewesen, daher vermutete er, daß er sie eben deshalb so gerne mochte, weil sie ein Mädchen war und so winzig und zerbrechlich. Oder vielleicht lag es daran, daß er eine gewisse Seelenverwandtschaft mit Patsy wahrnahm …“

„Das Wunder von Lost River“ ist ein bis zur letzten Seite mit Harmonie und Herzenswärme gefüllter Schmöker, den man sich nicht entgehen lassen sollte.

Noch anzumerken ist, daß dem Leser während des Lesens häufig das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn er liest, womit die guten Frauen von Lost River den Junggesellen Mr. Campbell bekochen, und so ist es eine ausgesprochen nette Idee der Autorin Fannie Flagg, welche durch den Roman „Grüne Tomaten“ bekannt sein dürfte, auf den letzten Seiten des Buches die schmackhaften Kochrezepte bekanntzugeben. *A. Ney*

***Fannie Flagg: „Das Wunder von Lost River“**, Bastei Lübbe, Verlag, Bergisch Gladbach 2005, broschiert, 223 Seiten, 7,95 Euro*



Preußen hat ihn immer beschäftigt

Aus einer Festschrift zum 80. Geburtstag des Historikers Wolfgang Venohr wurde ein Nachruf

Das hier zu besprechende Buch war ursprünglich als Festschrift für den bekannten Journalisten, Filmproduzenten und Buchautor zu dessen 80. Geburtstag am 15. April 2005 vorgesehen. Sein Tod am 26. Januar 2005 machte aus der Gratulation des sehr großen Freundes- und Bekanntenkreises einen besonders würdigen Nachruf.

Auf 608 Seiten wird ein Lebensbild dargeboten, das die Zeit des Dritten Reiches, den Zweiten Weltkrieg, die schwere Nachkriegszeit, die Geschichte der DDR und der BRD, die Wiedervereinigung und schließlich den Kampf um die rechte Erinnerungskultur der Deutschen während des letzten Lebensabschnittes umfaßt.

Aus dem unmittelbaren Nachruf von Günther Deschner erfahren wir, daß der Kriegsteilnehmer Venohr nach seinem freiwilligen Eintritt in die Elitetruppe der 1. SS-Panzergrenadierdivision im Oktober 1942 innerhalb von zweieinhalb Jahren vom Kradschützen zum Kompanieführer aufrückte und im Einsatz an vielen Fronten in Ost und West sogar das Deutsche Kreuz in Gold erwarb.

Als promovierter Historiker mit Studium auch der Politischen und der Zeitungswissenschaft gelang ihm eine beispielhafte Karriere im deutschen Journalismus, die heute undenkbar wäre.

In mehrteiligen TV-Dokumentationen beispielsweise über die Deutsche Wehrmacht, die Waffen-SS, über Hitler und die Deutschen oder auch über „Kriegsverbrechen der Alliierten“ (Ost und West!) schilderte er frei von Agitation die historischen Fakten, so, „wie es denn gewesen“. „Sieht man sich die Videoaufzeichnungen dieser Sendungen heute noch einmal an, hat man einen ernüchternden Gradmesser dafür, wie engstirnig, einseitig, kleinkariert und verbogen das Spektrum der öffentlichen Meinung der Bundesrepublik in den vergangenen 20 Jahren geworden ist.“ (G. Deschner)

1982 gab Venohr ein Buch heraus, das den Kern seines politischen Anliegens beschrieb. Der Titel lautet: „Die deutsche Einheit kommt bestimmt.“ Das entsprach keineswegs der allgemeinen Auffassung. Hier zeigten sich der Mut und die innere Unabhängigkeit einer großen Persönlichkeit, die nicht bereit war, sich gegen die eigene Überzeugung opportunistisch anzupassen.

So gut und ehrend auch die Beiträge vieler bekannter Autoren von Rang sind, so dürften doch die Aufsätze und Interviews von Wolfgang Venohr selbst einschließlich der Bibliographie und der Filmographie der wichtigste Teil der Kennzeichnung dieses außergewöhnlichen Mannes sein. Hervorheben möchten wir lediglich den Beitrag von Prof. Dr. Michael Friedrich Vogt und seinen aufschlußreichen Artikel: „Robert Havemann, Wolfgang Venohr und ein Offener Brief an Leonid Breschnew“. Untertitel: Die Initiative für ein blockfreies, wiedervereinigtes Deutschland. Der Brief trat für ein blockfreies, neutrales, vereinigtes Deutschland ein, vor dem die Welt weniger Angst haben sollte, als vor einem Atomkrieg in Mitteleuropa, mit Deutschland als Hauptbetroffenem. Es ging daher um die Emanzipation aus der Bindung an die Siegermächte: patriotischer Neutralismus!

Wir erinnern uns an dieser Stelle an das Buch von General Dr. Kießling: „Neutralität ist kein Verrat“ und an das des damaligen Bundestagsabgeordneten Bernhard Friedmann: „Einheit statt Raketen“ (1987), auf die der seinerzeit amtierende Bundeskanzler nach Presseberichten nicht vielmehr zu entgegnen wußte als „Blühender Unsinn!“ Was würden wohl die Zeitgenossen, die den 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung feiern, sagen, wenn sie auf ein durch taktische Atomwaffen verwüstetes und verstrahltes Deutschland schauen müßten, das zum Kampfplatz der „Befreier“ ausersehen war?

Von den Biographien Venohrs sei hier diejenige über den Soldatenkönig, über Friedrich den Großen sowie Oberst Schenck Graf von Stauffenberg genannt. Preußen hat ihn immer wieder beschäftigt.

Nebenbei sei angemerkt, daß er auch Beiträge für das „Deutschlandjournal“ geschrieben und bei der SWG vorgetragen hat. Wir werden diesen großen Journalisten und Patrioten nicht vergessen und sein Vorbild und Beispiel ehrend aufbewahren. *R. Uhle-Wettler*

***Dieter Stein (Hrsg.): „Ein Leben für Deutschland – Gedenkschrift für Wolfgang Venohr 1925–2005“**, Edition JF, Berlin 2005, 609 Seiten, 29,80 Euro*

Meinhard Miegel
Epochenwende
Gewinnt der Westen die Zukunft?

Reißerisch, aber nicht immer neu

Meinhard Miegel über die Zukunftschancen des Westens und neue Mächte

Der Westen befindet sich in der Defensive. Seine alternde und in großen Teilen religiös laue Bevölkerung fühlt sich bedroht von Massen an jungen und fanatisierten Menschen islamischen Glaubens aus Afrika und Asien. Mit Indien und China lauern zwei Riesenreiche auf ihre Chance, zur wirtschaftlichen oder weltpolitischen Großmacht zu werden. Resignative Geister könnten nun zu dem Fehlschluß kommen, den Kopf in den Sand zu stecken und noch mal eine rauschende Party zu feiern, für deren Kosten dann die zukünftigen Generationen aufkommen.

Meinhard Miegel, Vorstand des Bonner Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft sowie Sprecher der etwas in die Versenkung geratenen Initiative Bürgerkonvent, ist aus anderem Holz geschnitzt. Er hat keinen Faible für die Resignation, sondern eine Affinität zum Realismus.

In seinem Buch „Epochenwende“ geht Miegel der Frage nach, wie die Menschen in den sogenannten früh industrialisierten Ländern des Westens den Wandel aktiv gestalten können. Der Untertitel „Gewinnt der Westen die Zukunft?“ ist natürlich etwas reißerisch und soll Aufmerksamkeit erregen. Katastrophen- und Krisenliteratur à la Spenglers „Untergang des Abendlandes“ geht eben besser über den Ladentisch.

Zusätzlich haftet dieser Zeile etwas Vermessenes an, denn selbst so vorausschauende Männer wie Miegel, der schon seit 30 Jahren vor den Auswirkungen des demographischen Wandels warnt, können nicht die Zukunft vorhersagen. Mit den Büchern über den vermeintlichen Niedergang Deutschlands oder sogar des Westens insgesamt – laut Miegel sind die Vereinigten Staaten demnächst auch an der Reihe – lassen sich gute Geschäfte machen und Lesereisen organisieren.

Mit ein wenig Murren nimmt man daher zur Kenntnis, daß der Autor fast 300 Seiten darauf verwendet, teilweise sehr vertraute Fakten dem geneigten Leser ein weiteres Mal zu unterbreiten. Es empfiehlt sich daher eine Lektüre, die die versteckten Früchte herauspickt. Das ist nicht immer leicht, da Miegel recht pauschal sein apodiktisches Urteil über alle Länder des Westens fällt, ohne zwischen den bisweilen doch sehr unterschiedlichen Bedingungen in Amerika, Deutschland, Frankreich oder Großbritannien zu unterscheiden. Mit Interesse zieht man jedoch beispielsweise seine Ausführungen zu den zerbrochenen Familien zu Rate. Die Sozialingenieure in allen Parteien tun so, als ob mit immer mehr Geld und immer mehr Ganztagsangeboten der „Masterplan“ für die Familienpolitik vorgegeben sei.

Völlig zu Recht weist Miegel darauf hin, daß zumindest viele Deutsche nur noch in Kategorien des Konsums denken. Erst muß das Auto da sein, dann zweimal Urlaub im Ausland, schön wäre auch ein Haus, und wenn dann noch ein paar Euro übrig sind, kann man vielleicht auch an die Familienplanung herangehen. In den 50er Jahren war die Prioritätenliste umgekehrt: Erst das Kind, dann die Fernreise, dann ein Häuschen und obendrauf vielleicht noch einen Kleinwagen.

Bedenkenswert scheint auch Miegels Einwand, daß die Arbeitslosigkeit nicht nur strukturelle Gründe hat, sondern vor allem ein Kopfproblem darstellt. Der Autor hält nichts von dem wilden Gefuchtel der Politiker, die mit vermeintlich beschäftigungsfördernden Maßnahmen wie Konjunkturprogrammen oder angeblich Arbeit schaffenden Subventionen dem Problem zu Leibe rücken wollen.

Viele Deutsche sind sich einfach zu fein, bestimmte Arbeiten anzunehmen. Es sei ja geradezu absurd, wenn sich keine einheimischen Arbeitslosen finden, die Spargel stechen, bei der Ernte helfen oder in Pflegeberufen tätig sein wollen. Natürlich kann nicht jeder jede Arbeit übernehmen. Aber daß rund fünf Millionen Menschen für diese Arbeiten nicht in Frage kommen, läge daran, daß eine Kombination von staatlichen Fürsorgeleistungen und Schwarzarbeit oft lukrativer ist als „normale“ Arbeit.

Viele Wahrheiten werden insbesondere den deutschen Gewerkschaften nicht passen, die von innerstaatlicher Umverteilung träumen. In einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“ sagte aber Miegel zurecht, daß in Zukunft nicht mehr zwischen wohlhabenden und ärmeren Deutschen umverteilt wird, sondern zwischen Deutschen, Ungarn und Chinesen. Denn wenn für gleiche Arbeit jemand in Hamburg 40 000 Euro, in Ungarn 6 000 Euro und in China 1 200 Euro als Jahreseinkommen erhält, dann ist dies die logische Konsequenz.

Vielleicht kommt ja auch alles ganz anders. Vielleicht führt das Nebeneinander von wirtschaftlicher Liberalisierung und politischer Gängelung in China zur Explosion. Vielleicht steigen Mächte auf, die wir jetzt noch gar nicht auf der Karte haben. Vielleicht wird in der westlichen Welt ganz tüchtig reformiert oder weiter herum gewurstelt. Vielleicht ist der Westen auch mal wieder Avantgarde, denn die Überalterung der Gesellschaft wird in einem halben Jahrhundert zum Beispiel China noch viel brutaler treffen als die früh industrialisierten Länder.

Doch egal was kommt: Wir alle müssen von unserem hohen Roß herunter, damit wir uns ungefähr das leisten können, was bisher selbstverständlich war. Ohne frischen Elan wird das aber nicht gehen. *Ansgar Lange*

***Meinhard Miegel: „Epochenwende – Gewinnt der Westen die Zukunft?“**, Propyläen Verlag, Berlin 2005, 312 Seiten, 22 Euro*

Englands Starautor erfüllt nur Erwartungen

Ian McEwan gilt in Großbritannien als einer der größten Autoren der Gegenwart. Zahlreiche Auszeichnungen und Lobeshymnen auf seine Werke geben dem Londoner das Gefühl etwas besonderes zu schaffen. Auch „Saturday“, sein neuester Roman, wurde wieder wegen seines hohen psychologischen Anspruchs gerühmt.

Die Geschichte: Der Neurochirurg Henry Perowne wacht an einem Sonnabendmorgen in der früh auf und kann nicht wieder einschlafen. Während er aus dem Fenster auf das nächtliche London schaut, geht er gedanklich noch einmal den letzten Arbeitstag durch, und überlegt, was er an dem nun folgenden freien Tag alles tun möchte, bevor seine 20jährige Tochter und sein Schwiegervater zu Besuch kommen. Während er so seinen Gedanken nachhängt – und der Leser viel über das geordnete Leben Perownes erfährt –, sieht er am Himmel ein Flugzeug mit einer brennenden Turbine. Aufgeregt will er seine Frau wecken, doch Rosalind schläft so fest, daß er sie nicht aus dem Schlaf reißen möchte. Statt dessen berichtet er seinem in der Küche sitzenden 18jährigen Sohn, der Musiker ist und gerade von einem seiner Konzerte zurückgekommen ist, von dem Gesehenen.

Ian McEwan läßt sich Zeit in seinen Schilderungen von Henrys beneidenswert harmonischem Privatleben. Selbst das Verhältnis zu seinem halbwüchsigen Sohn ist erschreckend einträchtig.

Am frühen Vormittag, es ist der 15. Februar 2003, fährt Perowne zum Squash, auf dem Weg wird er aber wegen Massendemonstrationen gegen den Irakkrieg einen Umweg fahren. In einer kleinen Seitengasse kommt es zu einem kleinen Unfall mit einem roten BMW. Der Fahrer und seine beiden Mitfahrer bedrohen Henry und es kommt zum Streit, doch Baxter, so der Name des Fahrers, gibt dann doch unvermittelt den Aufruf zum Rückzug. Als wäre nichts gewesen, fährt Henry weiter zum Squash, besucht seine demenzkranke Mutter und geht einkaufen. Alles scheint seinen geregelten Gang zu nehmen, auch das kleine Familientreffen am Abend, bis plötzlich Baxter mit einem Messer im Raum steht und es Rosalind an den Hals drückt.

Wer will, kann jetzt anfangen zu interpretieren. Das ist auch so gewollt, denn McEwan hat zahlreiche Ansätze in seinen detaillierten Schilderungen (der eigentliche Überfall spielt sich nur auf den Seiten von 287 bis 319 ab) und dem Streitgespräch zwischen Vater und Tochter zum Irakkrieg gestreut. Im Großen der islamische Terror und der Irakkrieg, im Kleinen der Terror Baxters gegen die heile Familie. Wie reagieren die einzelnen Familienmitglieder auf den unerwarteten Überfall, verhalten sie sich gemäß ihren scheinbaren Eigenschaften und Überzeugungen?

Iwan McEwan ist ohne weiteres ein Mann der treffsicheren, profunden Beschreibungen, doch in „Saturday“ wirkt alles zu konstruiert. Der Autor weiß, was man von ihm erwartet und an seinen Werken liebt – nach diesen Vorgaben richtet sich sein neuer Roman. *Rebecca Bellano*



***Ian McEwan: „Saturday“**, Diogenes, Zürich 2005, geb., 387 Seiten, 19,90 Euro*

Ostpreussen-Klassiker



Korall/Strunz – Ostpreussen
Reise in ein Land mit Vergangenheit
Über 180 Bilder porträtieren Ostpreußen in seiner landschaftlichen Schönheit, mit seinen alten geschichtsträchtigen Städten und herausragenden Kunstdenkmälern. Ein zusätzlicher Bildteil mit historischen Aufnahmen führt in die Welt des alten Ostpreußen.
Geb, 124 Seiten m. meist farb. Abb., 1 farb. Kte, 28,5 cm **Best.-Nr.: 4504 € 24,95**



Georg Hermanowski
Ostpreußen Wegweiser durch ein unvergessenes Land
Dieses Buch will, wie der Name schon sagt, Wege nach und durch Ostpreußen weisen. Was an diesen Wegen lag oder immer noch liegt, wird in etwa 500 alphabetisch geordneten Stichworten vorgestellt. Der Leser wird mit der prussischen Vergangenheit wie mit der Geschichte Ostpreußens und des Fürstbistums Ermland bekannt gemacht, er erfährt Wesentliches über die Gründung der Städte und Dörfer wie deren Entwicklung, über die großen Persönlichkeiten, die aus ihnen hervorgingen.
Geb., 344 Seiten **Best.-Nr.: 1430, € 12,95**

Bufe/Schülein
Königsberg Expreß
Express - so schnell wie der Name andeutet und wie einst die Züge Königsberg mit Berlin verbanden, war der Königsberg-Expreß, der am 9. August 1991 erstmals nach 46 Jahren wieder beide Städte verband, mit 13 Stunden Reisezeit sicher nicht. Selbst die Königlich Preußische Eisenbahnverwaltung benötigte vor dem Ersten Weltkrieg nur knapp 8 Stunden mit dem Nord-Expreß.
Geb., 111 Seiten, 29 cm **Best.-Nr.: 1891, € 21,00**



Georg Hermanowski
Ostpreußen-Lexikon
Unentbehrliches Nachschlagewerk für alle, die Ostpreußen lieben und alle, die ihr Wissen über das Land und seine Menschen vertiefen wollen mit 308 Illustrationen,
Geb., 328 Seiten **Best.-Nr.: 1030, € 12,95**

Buch der Woche

Elvira Syroka
Orangen für Königsberg
Die dagebliebene Elvira Syroka erzählt.
Herausgegeben von Astrid von Menges





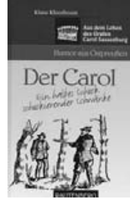
Mit dem 750-jährigen Stadtjubiläum im Jahr 2005 rückt die alte ostpreußische Metropole Königsberg das heutige Kaliningrad in den Blickpunkt. Zugleich macht die Stadt seit der EU-Mitgliedschaft Polens und Litauens in ihrer isolierten Lage als russische Enklave von sich reden. Was hat sich dort seit der Ausweisung der letzten Deutschen in den Jahren 1947/48 getan? Wie ist es den ganz wenigen dagebliebenen Deutschen ergangen? Anhand des Schicksals einer Dagebliebenen erlebt der Leser dramatische Szenen weit jenseits aller menschlichen Vorstellungskraft. Und doch zieht sich wie ein roter Faden die Versöhnlichkeit in kleinen und größeren Gesten durch das Geschehen. Schließlich wird auch die Frage nach der Zukunft der Enklave beleuchtet, wobei der alten Kultur, die hier weiterhin spürbar ist, eine wichtige Rolle zukommt.
Astrid von Menges ist 1936 im südlichen Ostpreußen, in Angerburg, geboren und noch zwei Jahre lang in Insterburg, das heute im russischen Teil liegt, zur Schule gegangen. Familienmittelpunkt war Königsberg. Seit Ende der 90er Jahre fährt sie regelmäßig in das nördliche Ostpreußen, wo sie Elvira Syroka kennen lernte und ihre Geschichte aufgeschrieben hat. Sie gehört der schreibenden Zunft an.
Kart., 5 Farbseiten
Broschiert, 203 Seiten **Best.-Nr.: 5020, € 14,80**



Neu!

DVD
Flucht und Vertreibung
Die dreiteilige Fernsehdokumentation aus dem Jahr 1981 wurde für ihre anschauliche Schilderung des Leids der Betroffenen mit der „Goldenen Kamera" der HÖRZU ausgezeichnet.
Jetzt erscheint der Doku-Klassiker endlich auf DVD, ergänzt um 90 Minuten bislang unveröffentlichte Bonus-Interviews.
Best.-Nr.: 5069, € 19,95

Humor aus Ostpreußen
Zusammengestellt aus der „Georgine"
Altbekannte Gestalten laden zum Schmunzeln ein
Geb., 144 Seiten
Best.Nr.: 4191, € 9,95

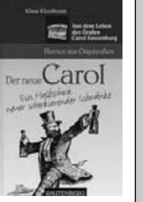




Wilhelm Matull
Ostpreußen und seine Originale
In Anekdoten und Histörchen Von Grafen, Pastoren und Marjellchen
Geb., 232 Seiten
Best.-Nr.: 5038, € 9,95



Klaus Klootboom
Der Carol
Ein halbes Schock schockierender Schwänke aus dem Leben des Grafen Carol Sassenburg
Geb., 125 Seiten
Best.-Nr.: 3175, € 9,95





Klaus Klootboom
Der neue Carol
Ein halbes Schock neuer schockierender Schwänke aus dem Leben des Grafen Carol Sassenburg
Geb., 100 Seiten
Best.-Nr.: 5039, € 9,95

SCHNÄPPCHEN!!!!!

Armin Rossmeier
Die Gichtdiät
Beschwerdefrei und purinarm leben, Rezepte für jeden Tag, Einfach, wirksam und köstlich.
Geb., Spiralbindung, 140 Seiten
Best.-Nr.: 3354, NUR € 4,95





Gudrun Schmidt
Heimat geht durch den Magen
Hörer erzählen von Gerichten und Geschichten. Ein Rezept-Wettbewerb der WDR-Sendung „Alte und neue Heimat".
Kart., 330 Seiten mit Illustr., 21 cm
Best.-Nr.: 2422, NUR € 11,00
(so lange der Vorrat reicht)

Edita Pospisil
Die Bilddiät
Schlank, satt und gesund
Bild dir dein Gewicht! Macht satt und für immer schlank!
Geb., 176 Seiten
Best.-Nr.: 3353, NUR € 4,95

Pikante und vielseitige Kochideen mit Kohl
Es gibt wohl kaum ein Kulturgemüse, das so variantenreich und in so verschiedenen Zuchtformen auf dem Markt ist wie der Kohl. Nicht nur Witwe Bolte liebte Kohl, „besonders wenn er wieder aufgewärmt". Auch die moderne Küche hat Kohl, Wirsing, Brokkoli, Kohlrabi und Rosenkohl , wieder entdeckt, denn er vereint so geniale Eigenschaften wie wenig Kalorien und überhaupt kein Fett mit vielen Vitaminen und Mineralien. Zudem ist er fast das ganze Jahr über im Angebot.
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm
Best.-Nr.: 2754, NUR € 5,00

Manfred Lütz
Lebenslust
Wider die Diät-Sadisten, den Gesundheitswahn und den Fitness-Kult
„Höchste Zeit, etwas gegen den Gesundheitswahn zu tun!", fand Manfred Lütz, renommierter Psychologe und begnadeter Essayist, dem in puncto Wortwitz so leicht keiner das Wasser reicht. Lütz feuert satirische Breitseiten auf das übertriebene Streben nach Hyper-Fitness, ein Alter ohne Falten und die künstliche Selbstkasteiung beim Essen. Die verbissenen Apostel des gesunden Lebens werden an diesem Buch zu kauen haben, ebenso die Halbgötter in Weiß. Lütz kämpft einfach für mehr Lebenslust - und hat die besseren Argumente auf seiner Seite.
Geb., 208 Seiten, 22 cm **Best.-Nr.: 1902, € 14,90**



Abwechslungsreiche und pikante Ideen mit Zwiebeln
Mit leckeren Lauch- und Knoblauchrezepten
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm
Best.-Nr.: 2755, NUR € 5,00



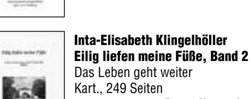
Pfiffige Ideen für leckere Pfannkuchen
Mit köstlichen Waffel- und Crepes-Rezepten
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm
Best.-Nr.: 2743, NUR € 5,00

INTA-ELISABETH KLINGELHÖLLER



Inta-Elisabeth Klingelhöller
Eilig liefen meine Füße, Band 1
Lebenserinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 209 Seiten
Best.-Nr.: 1486, € 10,50

Inta-Elisabeth Klingelhöller
Eilig liefen meine Füße; 3 Bände zusammen
Best.-Nr.: 1246, NUR € 31,00

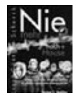


Inta-Elisabeth Klingelhöller
Eilig liefen meine Füße, Band 2
Das Leben geht weiter
Kart., 249 Seiten
Best.-Nr.: 1487, € 12,00

Inta-Elisabeth Klingelhöller
Eilig liefen meine Füße, Band 3
Lebenserinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 300 Seiten
Best.-Nr.: 1488, € 13,00



Inta-Elisabeth Klingelhöller
Augen zu und durch
Zwischen Gestern und Heute
Erlebnisse mit Pferden
Kart., 258 Seiten
Best.-Nr.: 3400, € 13,50



Ernst Günther Schenck - Nie mehr nach Hause
Als Wissenschaftler, Sträfling und Arzt 10 Jahre in russischer Gefangenschaft. Professor Dr. Dr. Schenck, der das Kriegsende als Arzt in Hitlers Reichskanzlei erlebte und Reichsinspekteur für das Ernährungswesen und Truppenverpflegung der Wehrmacht war, kam erst 1955 aus russischer Gefangenschaft nach Hause. Er leistet mit diesem Buch einen großen Beitrag zur neueren deutschen Geschichtsschreibung, indem er das Leiden unserer Soldaten in russischer Kriegsgefangenschaft dem Vergessen entreißt und der jüngeren Generation den Opfergang jener Männer vermittelt, für die das Ende des Krieges 1945 nicht den Frieden brachte, sondern Not und Tod in den Weiten Rußlands.
Kart., 446 Seiten **Best.-Nr.: 2226, € 19,50**



Jürgen Kleindienst
Der Traum ist aus
Jugend im Zusammenbruch 1944-45
Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
In diesem Buch kommt das in den Blick, was angesichts riesiger Zahlen an Toten und eines ungeheuren Ausmaßes an Zerstörung sonst nicht fassbar wäre: Das Leben einfacher, am Krieg unschuldiger junger Menschen.
Geb., 343 Seiten **Best.-Nr.: 4692, € 18,90**



Andreas von Bülow
Die CIA und der 11. September
Internationaler Terror und die Rolle der Geheimdienste. Vehement widerspricht Andreas von Bülow der offiziellen Version der Geschehnisse vom 11. September: Ohne geheimdienstliche Unterstützung war eine solche Operation nicht durchzuführen, so die brisante These des Autors. Nur Stunden nach dem Terroranschlag hatte die US-Regierung Fotos und Steckbriefe aller Attentäter, wusste sie Bescheid über alle Drahtzieher und Hintermänner. Und blitzartig war auch Präsident Bushs Strategie gegen die Mächte des Bösen fertig. Zufall? Oder kann es sein, dass dieser Anschlag der US-Regierung in Wahrheit gelegen kam?
Broschiert, 271 Seiten **Best.-Nr.: 2357, € 13,00**



Andreas von Bülow
Im Namen des Staates
CIA, BND und die kriminellen Machenschaften der Geheimdienste. Die östlichen Geheimdienste waren böse, die westlichen - BND, CIA und Mossad - hingegen "sauber". Diese weit verbreitete Ansicht machte den Bundestagsabgeordneten von Bülow mißtrauisch, und er begann auf eigene Faust zu ermitteln. Das Ergebnis seiner Recherchen war alarmierend: Die westlichen Geheimdienste, so seine Behauptung, haben in den vergangenen Jahren kräftig mitgemischt - beim Drogenhandel, im Terrorismus und in Kreisen der organisierten Kriminalität.
Broschiert, 636 Seiten **Best.-Nr.: 1435, € 12,90**



Hajo Herrmann
Als die Jagd zu Ende war
Mein Flug in die sowjetische Gefangenschaft
Oberst a.D. Hajo Herrmann, einer der erfolgreichsten Jagd- und Kampfflieger des Zweiten Weltkriegs, schildert sein prägendes Kriegserlebnis: Zehn schwere, kaum nachvollziehbare Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft und wie es dazu kam. Ungebrochen war er am 12. Oktober 1955 in die Heimat zurückgekehrt, lernte, hörte, schwieg, um nach langen Jahren selbst zu sprechen und zu berichten, wie es wirklich gewesen war. Ein ungewöhnliches Schicksal öffnet sich dem Leser…
Geb., 496 Seiten **Best.-Nr.: 4403, € 19,90**



Wolfgang Paul
Der Endkampf- Deutschland Untergang 1945
Wolfgang Paul führte den Endkampf als Oberleutnant mit und sein Buch schildert - aus der Sicht verschiedener Soldaten und beginnend mit der Zerstörung Dresdens am 13. Februar - die letzten hundert Tage bis zum Untergang des Dritten Reichs. **Best.-Nr.: 4681, € 26,00**



Sonderangebot

Dieter Boenke
Verlorene Heimat, gefangene Träume
Ein Ostpreuße erinnert sich an Kindheit, Kriegsjahre und Gefangenschaft, Ostpreußens Schönheit und seine unverwechselbaren Charaktere scheinen auf charmante, manchmal wehmütige Weise durch, wenn Dieter Boenke von Kindheit und Jugend in der alten Heimat, von den Kriegsjahren und der Zeit der Gefangenschaft erzählt.
Broschiert, 272 Seiten

Best.-Nr.: 1296,
NUR € 5,99

Bitte Bestellschein ausfüllen und senden an: PREUSSISCHER MEDIENDIENST
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Telefax 040 / 41 40 08 58 · Telefon 040 / 41 40 08 27
E-Mail: info@preussischer-mediendienst.de · Internet: www.preussischer-mediendienst.de

Best.-Nr.	Menge	Titel	Preis

Lieferung gegen Rechnung, Versandkostenpauschale € 4,– / Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, CDs, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

☐ Bitte senden Sie mir den aktuellen Katalog zu.

Vorname: Name:
Straße, Nr.:
PLZ, Ort: Telefon:

MELDUNGEN

Bibliothek soll nicht »national« werden

Berlin – Der unionsgeführte Bundesrat hat sich gegen eine Gesetzesinitiative der schwarzroten Bundesregierung gewandt, wonach die „Deutsche Bibliothek“ umbenannt werden soll in „Deutsche Nationalbibliothek“. Die deutsche Bibliothek umfaßt unter anderem die Deutsche Bücherei in Leipzig, die Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main und das Deutsche Musikarchiv.

Wo ist der letzte Arbeitslose?

Aarhus – Per Schlagzeile und Karikatur sucht Dänemarks größte Tageszeitung „Jyllands Posten“ symbolisch den „letzten Arbeitslosen Dänemarks“. Das skandinavische Land hat nach erfolgreichen Reformen in den 90ern während der vergangenen Jahre einen kräftigen Wirtschaftsaufschwung erlebt. Die Arbeitslosigkeit liegt mit rund fünf Prozent auf dem niedrigsten Wert seit 1979. Auch für dieses Jahr sind die Dänen optimistisch.

ZUR PERSON

Der taktierende Euroskeptiker



Die Zeiten der „blassen Konservativen“ in Großbritannien (siehe *PAZ* vom 17. September) finden mit der Wahl von **David Cameron** (39) ein Ende.

2001 kam der Neuling ins britische Parlament, nun ist er Parteichef der Tories. Cameron, einst Schattenminister für Bildung und Mitarbeiter eines Medienkonzerns, wird von den britischen Medien als „Euroskeptiker“ eingestuft. Schon vor seiner Wahl propagierte er den Ausstieg der britischen Konservativen aus der größten, der Volkspartei-Fraktion im EU-Parlament. Seine Alternative: Eine gegen die von der deutschen CDU dominierte Volkspartei gerichtete Gruppierung der Euroskeptiker. Umworben werden insbesondere die Osteuropäer, Gewinner werden zunächst jedoch die europäischen Sozialisten sein, die bald zur stärksten Fraktion aufsteigen könnten.

Den Osteuropäern macht er seine Pläne mit einer britischen Spezialität schmackhaft, dem „Nachverhandeln“ – diesmal von deren Beitrittsbedingungen. Nur: Warum sollten die Verhandlungen die Adressaten locken, will doch Cameron mit seiner „Reform“ vor allem die Beiträge der EU-Nettozahler, allen voran Großbritanniens, reduzieren und so die EU-Töpfe erkalten lassen, auf welche die Osteuropäer hoffen?

Der Eton-Schüler ist vor allem ein Taktiker und Meister der Symbole. Eine „moderne, anständige Konservative Partei“ sei es, wonach die Menschen riefen – für ihn noch ein „riesiger Berg, den es zu erklimmen gilt“. Immerhin gelang dem Politiker als erstem britischen Volksvertreter, sich im Internet audiovisuell zu präsentieren – per herunterladbarer Datei einer seiner Reden. Tony Blair, der laut Cameron „der Vergangenheit angehört“, bekannte sich hingegen jüngst als Internet- und Technikmuffel.



»Äch, das ist so ein Aussteiger, der vor 20 Jahren alles besser wußte.« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Kanake mit Krone

Die Deutschen verblöden – das bestätigen nun sogar Wissenschaftler: Wann erreichen wir wohl das »Erhaltungsminimum«? / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Es ist Ihnen sicherlich nicht verborgen geblieben: Die Deutschen verblöden. Dies haben jetzt auch Wissenschaftler belegen können: War unser durchschnittlicher Intelligenzquotient (IQ) seit der ersten Messung 1917 kontinuierlich angestiegen, so sinkt er seit 1999 wieder ab, wie der Intelligenzexperte der Uni Erlangen, Siegfried Lehrl, herausgefunden hat.

Politikwissenschaftler könnten daraus eine plausible Begründung für das Wahlergebnis vom September 2005 gewinnen: Weil die Deutschen mittlerweile zu fade belichtet sind, um den Unterschied zwischen Union und SPD zu erkennen, haben sie beide gleichzeitig in die Regierung gehievt. Doch so einfach ist das nicht mit der Intelligenz. Vielleicht haben die Bürger ja auch nur fein erkannt, daß der Unterschied zwischen den beiden Volksparteien derart mikroskopisch geworden war, daß alles außer „beide zusammen wählen“ oder „beide zusammen abwählen“ Augenwischerei bedeutet hätte.

Und ganz so schlimm ist es mit dem Intelligenzschwund auch gar nicht, denn wir Deutschen sinken aus beträchtlicher Höhe. 2002 haben Wissenschaftler die durchschnittliche Intelligenz von 185 Nationen ermittelt. Ganz vorn liegen die Ostasiaten, dann kommen die Europäer, dann die Amerikaner und schließlich die Afrikaner. Innerhalb Europas halten Niederländer, Deutsche und Italiener die klügsten Köpfe auf den Schultern, die Skandinavier holten aber auf.

Bedenklich ist die deutsche Abwärtsentwicklung dennoch. Sie betrifft vor allem die unteren sozialen Schichten. Der proletarische Bregen vertrocknet den Forschern zufolge insbesondere vor dem Fernseher und auf dem Sozialamt. Weil Millionen Unterschichtler weder Anregungen zum Denken erhielten noch ums Überleben kämpfen müßten, sei bei ihnen oben herum immer weniger Verkehr. Die Forscher wollen uns damit trösten, daß es eine Untergrenze gibt, unter welche die Intelligenz nicht absinken könne, das sogenannte „Erhaltungsminimum“. Es fällt schwer, diese Nachricht mit Erleichterung aufzunehmen. „Erhaltungsminimum“ klingt abscheulich nach „gerade noch selber essen können“ und einem Wortschatz aus 300 „Basislauten“. Wie sich so etwas anhört, können Großstadtbewohner und -besucher in der U-Bahn selbst miterleben. Statt „Gibst du mir bitte mal dein Telefon?“ grunzen Jugendliche im „Erhaltungsminimum“ ein „Äy Alter, tu ma' Handy!“ hervor. Präpositionen sind sowieso abgeschafft („Ich geh' ma' Toilette“ oder „Fußweh! Ich glaub', ich geh' Krankenhaus!“). Die Erhaltungsminimierten mit Sätzen zu konfrontieren, die aufgeschrieben mehr als ein Komma umschlössen oder mehr als zehn Wörter lang sind, kann zu schwersten Sprachkonflikten führen, die womöglich in eine gewalttätigen Eskalation münden.

> Höhlendeutsch kommt ohne Präpositionen aus: »Ich glaub', ich geh' Krankenhaus!«

So bleibt nur, still sitzen zu bleiben und an den stammelnden Artgenossen das Endstadium jenes 1999 eingeläuteten Prozesses zurück in die Höhle zu studieren.

Interessant ist der Hinweis des Erlanger Wissenschaftlers, daß das Fernsehen unsere Gehirnströme zu Rinnsalen schrumpfen lasse, weil wir uns vor der Glotze nicht bedroht fühlten, was naturgegeben dazu führe, daß unsere Aufmerksamkeit auf Sparflamme heruntergefahren werde. Er empfiehlt „kurze Drohungen aus dem TV“, die würden unsere Denkmaschine sofort wieder wachmachen. Welche Sender guckt der? Die herkömmlichen Fernsehanstalten drohten uns diese Woche mit iranischen Atombomben, dem Seuchentod im Daunenkleid und einem wahren Massensterben während der Fußball-WM, weil die Stadien nicht sicher seien.

Wenn schon Intelligenzförderung, dann durch echte Gefahrensituationen und nicht mit kleinen Schockern auf der Mattscheibe, dachten sich die Stadtväter von Kaiserslautern und griffen zu einer ungewöhnlichen Maßnahme: Wenn zur WM im Fritz-Walter-Stadion die Mannschaften der Welt gegeneinander antreten, bekommen die Schüler der Stadt frei. Da die Stiftung Wahrentest das Lauterer Stadion zu den vier besonders riskanten Arenen gezählt hat, werden die Kleinen dort ihren IQ mal richtig aufmöbeln. Mehr jedenfalls als in der Schule, denn der Arbeitsspeicher von Schülern wird dort laut dem Erlanger Forscher nur zu 20 Prozent vom Lehrer gefüllt, weitere 20 Prozent konzentrieren sich auf die Klassennachbarn, während 60 Prozent durch Dösen brachliegen.

Bewegung hilft übrigens beim Intelligenztraining, selbst Kaugummikauen erhöht das Kombinationsvermögen. Da wundert es, daß der durchschnittliche US-Amerikaner weit abgeschlagen hinter den Europäern liegt. Nun, immerhin ist es den Yankees gelungen, ihren lauen IQ per Einwanderung aufzubessern, statt ihn auf diesem Wege zusätzlich in den Keller zu fahren, wie Intelligenzforscher Siegfried Lehrl für Deutschland feststellt. Der Durchschnitts-IQ der hiesigen Zuwanderer liege noch spürbar unter dem der Deutschen.

Aber Zuwanderer ist natürlich nicht gleich Zuwanderer wie Deutscher nicht gleich Deutscher ist – alles nur Durchschnittswerte, wie gesagt. Wie sehr Zuwanderer ein Land heben können, hat die schwedische Zeitschrift „Gringo“ herausgefunden und kürt in jedem Januar den „Kanaken des Jahres“. 2006 erreichte die Ehrung Königin Silvia höchstpersönlich, die sich im Interview mit dem Blatt artig für die Auszeichnung bedankte. Silvia ist ja in Deutschland geboren und hat den schwedischen IQ ganz gewiß nicht gesenkt.

Daher kann sie als gelungenes Integrationsmodell gelten. Sie hat einen festen Job, ihre Kinder sind voll integriert („fühlen sich als Schweden“), und alle mögen sie. In Berlin hat ein Großteil der in der Zeitschrift „Kanaken“ Genannten nicht einmal einen Schulabschluß, und die Arbeitslosigkeit unter ihnen ist auch enorm. Vielleicht hätten sie sich rechtzeitig bemühen müssen? Silvia jedenfalls ging erst nach Schweden, als sie den Posten auf dem Thron sicher hatte.

So verfahren auch der Ex-Kanzler und sein Ex-Vize. Schröders berufliche Emigration ist gut vorbereitet, und so will es offenbar auch sein ehemaliger Außenminister halten, um den es erstaunlich still geworden war. Schade, denn mit ihm hatten alle viel Spaß.

Nun also mutmaßt der „Stern“, Joschka Fischer wolle Gastprofessor an einer „US-Elite-Uni“ werden. Jenen Hochschulen geht ja ein sagenhafter Ruf voraus: Traumhafte Budgets, nur kluge Studenten und überirdisch kompetentes Lehrpersonal ... eben, also – was soll Fischer da? Das erschließt sich erst beim Weiterlesen: Den Ex-Chefdiplomaten will Gerüchten zufolge ein Institut für Außenpolitik engagieren. Solche Einrichtungen beraten die US-Regierung mittelbar oder ganz direkt in allen außenpolitischen Grundsatzfragen, erstellen geopolitische Studien usw. Da ist einer, der sieben Jahre lang Leiter der deutschen Diplomatie war, natürlich hochwillkommen. Beeindruckend, wie leichtfüßig sich Joschka Fischer von den engen nationalen Banden befreit hat und nun sein in deutschen Führungsdiensten erworbenes Wissen einer anderen Macht zur Verfügung stellt. Die USA werden künftig der deutschen Außenpolitik noch viel verständnisvoller begegnen als bisher – verständnisvoll in dem Sinne, daß sie noch genauer wissen, was die Berliner vorhaben.

Ist es nicht berauschend, wie schnell die Globalisierung begabte Deutsche von einem Ort an den anderen spült, ohne daß es ihnen Mühe oder Skrupel bereitet? Man stelle sich das mal umgekehrt vor: Der US-, oder auch nur der französische oder britische Ex-Außenminister berät Berlin in der Außenpolitik – undenkbar! Da sind wir Deutschen längst weiter. Heute bringt Fischer das einträgliche Engagement im und für das Ausland bestimmt auch zuhause viel Anerkennung ein. Das war nicht immer so. Vor zwei- oder dreihundert Jahren hätte es ihn daheim wohl eher an den Galgen gebracht.

ZITATE

Mit beißender Ironie kritisiert die baden-württembergische FDP-Vorsitzende Birgit Homburger, daß ***Honorare für Steuerberater*** *künftig* ***nicht*** *mehr steuerlich* ***abgesetzt*** *werden können:*

„Wenn die Bürgerinnen und Bürger die komplizierten Steuergesetze schon nicht mehr verstehen können, sollen sie sich künftig besser auch niemanden mehr leisten können, der ihnen dabei hilft.“

Berlins Regierender Bürgermeister ***Klaus Wowereit*** *(SPD) in der Internet-Ausgabe der „Rheinischen Post“ über seine Anstrengungen, die* ***Deutsche Bahn in Berlin*** *zu halten:*

„Ich rutsche unter jede Teppichkante, wenn es um Arbeitsplätze geht.“

In der Internet-Ausgabe der „Frankfurter Rundschau“ äußert sich die ***Grünen-Politikerin Rebecca Harms*** *zur Einschränkung von Freiheitsrechten im Rahmen der* ***Terrorismusbekämpfung:***

„‚Es ist doch unser Staat, der meine Daten sammelt‘ oder ‚Ich vertraue meinem Staat. Warum soll er mich dann nicht überwachen. Ich habe doch nichts zu verbergen.‘ Leider sagen solche Sätze heutzutage auch grüne Patrioten.“

Der britische Historiker Niall Ferguson fürchtet, daß die ***US-Demokratisierungsbemühungen im Irak*** *trotz der Durchsetzung freier Wahlen* ***scheitern*** *werden. In der „Welt“ vom 9. Januar schreibt er:*

„Die USA gewinnen insoweit, als der Irak bislang zwei Wahlen und ein Referendum abgehalten hat. Doch sie verlieren auch, weil die Demokratie die Gräben zwischen Schiiten, Kurden und Sunniten offenlegt. Es endet nicht in einem demokratischen Frieden, sondern in einem demokratischen Krieg ... Der Irak könnte sich zu einem Libanon der späten 70er Jahre entwickeln, nur größer und blutiger. Dies könnte sich zu einem regionalen Konflikt ausweiten, beonders dann, wenn der Iran zugunsten seiner Glaubensbrüder eingreift.“

Gib Gas Genosse

Wiktor und Wladimir waren
einst Genossen, wie man weiß,
und es gab in jenen Jahren,
was es gab, zu fixem Preis.

Alles das ist längst vergangen,
denn nach freiem Westmodell
Weltmarktpreise zu verlangen
lernten Ex-Genossen schnell.

Solche aber auch zu zahlen
geht in dieser neuen Zeit
dem orange-amerikalen
Mann am Dnjestr viel zu weit!

Folglich grübeln unsre beiden,
fast in Solidarität:
Irgendjemand muß wohl leiden –
was die Welt gewiß versteht.

Und sie tun's wie alte Ritter:
Plustern auf sich beim Turnier,
doch zu zahlen hat ein Dritter
für Passage durchs Revier!

Wegezoll? Die Pharisäer
nennen's schlicht Transitgebühr –
und die Netto-Europäer
blechen wieder mal dafür.

Pannonicus